

SCHREIBWETTBEWERB 2024 ZUM THEMA

GRENZENLOS

PRÄMIERTE TEXTE FÜR
KINDER UND JUGENDLICHE



DIE FEDER 2024

Grenzenlos

*Lesebuch des Schreibwettbewerbes
„Die Feder“ 2024
der Hanns-Seidel-Stiftung*

Inhalt

Vorwort	7
---------------	---

Prämierte Beiträge aus der Kategorie Texte für Kinder von 6 –12 Jahren

Hannes Bauer: Sind die Grenzen wirklich zu?	10
Catharina Berberich: Das Elterngespräch.	13
Amelie Fiedler: Grenzenlos	17
Max Gabert: Eine Katze auf Abwegen	22
Alexandra Gutzke: Grenzenlos traurig – Grenzenlos frei	23
Antje Hagn: Astronauten auf Station.	26
Marie Harsch: Grenzenlose Freundschaft.	30
Marlene Sophie Kroeger: Die Fantasie kennt keine Grenzen	33
Evelyn Langhans: Die Neujahrsnacht	35
Carmen Martinez von Bülow: Kennst du die kleine Wolke.	45
Annemarie und Steffi Oyelade-Klitzpera: Yoyos Abenteuer	47
Chloé Lilou Pauly: Das rätselhafte Amulett	55
Julika Elisabeth Pfeifenberger: GRENZENLOS.	60
Melanie Rahimpour: Nicht ganz grau	61
Jana Sandrine: Die Grenzen des Fabelreichs	72

Hannah Stiller: Grenzenlos	77
Emma Strobel: Grenzenlos	80
Anne Ullrich: Das Geheimnis der Bäckerei „Grenzenlos“	82
Paula Weber: Grenzenlos	92

***Prämierte Beiträge aus der Kategorie
Texte für Jugendliche von 13 – 18 Jahren***

Charlotte Aguilar Kralisch: Selbstteilung	94
Amal Akrah: Wenn jeder bereit ist, was zu ändern	96
Max Emberger: Der Hass hat keine Grenzen, der Hass sieht keine Menschen.	101
Blandine Fachbach: Freunde bleiben.	113
Valentina Kerscher: Ein Spätsonntag im Winter	123
Philip Kirchhof: Im Nachhinein scheint alles grenzenlos	126
Alicia Kleemann: Grenzenlos	129
Emma Maar: Ausbrechen	140
Mads Mader: Grenzenlose Freiheit	144
Magdalena Markreiter: Grenzenlos ist Alles und Nichts	153
Charlotte Mohr: Der Sprint	156
Sophia Nebel: Liebe kennt keine Grenzen	164

Isona Prats Cruz: Die zehn Regeln des Lebens	168
Tina Schlegel: In der Musik sind sie unendlich	175
Pauline Schob: Die Illusion von Grenzen	183
Laurin Seidl: Neumond	186
Marianne Steinke: Die Sache mit Linus – Gittis erster Fall	190
Tim Tensfeld: der wille keine grenzen zu bauen	194
Kaitlyn Weber: Endlich Grenzenlos	196
Victoria Weinert: Wie weit muss ich gehen?	201

Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser,

die Hanns-Seidel-Stiftung hat nun schon zum dritten Mal zum Schreibwettbewerb „Die Feder“ aufgerufen. Die Resonanz hat unsere Erwartungen übertroffen und erreichte Autorinnen und Autoren über die bayerischen Landesgrenzen hinaus, von ganz jung bis alt. Am Ende zählten wir knapp 250 Einsendungen in den Kategorien „Geschichten für Kinder von sechs bis zwölf Jahren“ und „Geschichten für Jugendliche von dreizehn bis achtzehn Jahren“.

In diesem Jahr haben sich die Teilnehmenden mit dem Thema „grenzenlos“ auseinandergesetzt. Kein einfaches Thema, jedoch gelang es den Autorinnen und Autoren dieses auf sehr unterschiedliche Arten und genreübergreifend zu interpretieren – mal an historischen Ereignissen orientiert, die Lebensrealität von jungen Menschen wieder spiegeln oder aktuelle Themen aufgreifend.

Die Kurzgeschichten und Gedichte sind oft eindrücklich, bestechen durch eine bildhafte Sprache und natürlich viel Fantasie und Kreativität. Sie zeigen uns, wo Grenzen existieren, wie man sie überwinden kann oder auch nicht. Fantasie, Traum und Hoffnung treffen immer wieder auf die Realität aber die Leserin und der Leser werden dabei mit viel Empathie der Autoren begleitet.

Die 39 Siegesgeschichten könnten unterschiedlicher nicht sein – eindrückliche Gedichte, sozialkritische Geschichten und die Auseinandersetzung mit historischen Ereignissen. Allen hier veröffentlichten Autorinnen und Autoren ist eines gemein: Sie alle überzeugten mit einem besonderen Gespür für Sprache und natürlich mit viel Fantasie und großem Vorstellungsvermögen. Sie haben sich in ihre Charaktere hineinversetzt, andere Perspektiven gezeigt und oft zum Denken

angeregt. Jede Geschichte zeugt von der Leidenschaft fürs Schreiben, der Fähigkeit die Leserin oder den Leser mit starken Worten zu erreichen und zu berühren.

An dieser Stelle möchte ich mich auch noch ganz herzlich bei unserer engagierten Jury bedanken: Anna Hofer, Prof. Dr. Oliver Jahraus, Dr. Ludwig Lenzgeiger, Christina Metallinos, Sonja Wunderlich und Miriam Zölllich und unserer Mitarbeiterin Teresa Pfaffinger. Vielen Dank, ohne sie wäre der Wettbewerb nicht möglich gewesen.

Ich wünsche Ihnen nun eine gute Lektüre und viel Freude mit der bunten Auswahl unserer Siegertexte!

Ihr Markus Ferber, MdEP und
Vorsitzender der Hanns-Seidel-Stiftung e.V.

*Prämierte Beiträge aus der Kategorie
Texte für Kinder von 6 –12 Jahren*

Hannes Bauer, 12 Jahre

Sind die Grenzen wirklich zu?

Hi, mein Name ist Bo. Ich bin ein Junge aus Cannan – das ist ein Dorf in China. Mein bester Freund ist Wang. Er kommt aus unserem Nachbardorf Huangna. Wir verbringen jede freie Minute zusammen. Heute trafen wir uns an unserer uralten Stadtkapelle, denn dort haben wir uns ein Lager aufgebaut. Ich freute mich schon so sehr. Ich hockte mich auf mein Bett, als ich plötzlich außen hörte: „Keiner verlässt das Dorf! Es ist gerade eine neue Infektion ausgebrochen, bleiben sie in ihrem Dorf!“ Mir wurde jetzt klar, dass Wang heute nichts mit mir ausmachen könne und ich schmiss mich traurig aufs Bett. Mein Herz fühlte sich an, als wäre gerade ein winziges Stück davon abgebrochen. Ein Tag ohne Wang? Das gab es noch nie.

Ich schmiedete Pläne und kam zu einem Entschluss. Ich würde mich heute ins Nachbardorf schleichen und mich heimlich mit Wang treffen. Ich ging hinaus und sah, dass sich gerade Wachen hinstellten. Also diesen Plan konnte ich vergessen. Ich hatte noch einen weiteren Plan: ich schreibe ihm einfach einen Brief. Aber warte mal – habe ich von ihm überhaupt eine Adresse? Ich dachte schon und wühlte mich durch mein gesamtes Zimmer. Ich suchte jeden Winkel ab, fand aber nichts. Nach diesem Chaos sagte meine Mutter gleich: „Räume dein Zimmer auf“. Ich verschob es immer auf den nächsten Tag, bloß leider wusste ich nicht, dass das die Lösung sein wird.

Am übernächsten Tag sagte meine Mutter: „Räum endlich dein Zimmer auf oder es gibt Hausarrest“. Ich machte es, da ich Hausarrest wirklich nicht gebrauchen konnte. Ich räumte auf und als ich als letztes gerade nur noch das Kopfkissen aufschütteln wollte, fand ich einen zusammengeknüllten Zettel. Darauf war eine Telefonnummer

und daneben stand: „von deinem Wang, falls wir uns mal nicht sehen“. Ich rannte freudestrahlend zu meiner Mama. Leider sagte sie mir, dass das Telefon kaputt sei und wir nun das öffentliche Telefon benutzen müssten, da der Mann, der das Telefon reparieren kann, in dem anderen Dorf gefangen war. Ich fluchte leise: „Mist, ich wollte doch nur so schnell wie möglich meinen Freund anrufen“. Es gab noch ein paar Telefonzellen in unserem Dorf, die jetzt eigentlich schon sehr veraltet waren. Ich rannte so schnell ich konnte zur nächsten Telefonzelle, sie war circa 100 Meter entfernt. Keiner stand an – ich war erleichtert. Es gab schon Zeiten, an denen die Schlange vor der Telefonzelle 10 Meter lang war.

Endlich konnte ich meinen Freund anrufen. Ich warf eine Münze in den Automaten und wählte die Nummer. Leider vergebens – niemand hob ab. Ich gab nicht auf und probierte es gleich noch einmal. Wenn es dieses Mal nicht funktionierte, war es wahrscheinlich die falsche Nummer. Ich hoffte so sehr, dass es die richtige Nummer sei und wirklich meldet sich am Telefon Wangs Vater. Ich fragte nach Wang und er gab ihn mir ans Telefon. Mein Herz machte einen großen Sprung, weil ich endlich mit Wang reden konnte.

Wir redeten sehr lange und ich versprach ihm, jeden Tag anzurufen bis endlich die Infektion vorbei war.

Wir telefonierten jeden Tag. Wir achteten nicht mehr auf die Wachen, da wir dachten, dass sie uns sowieso nicht durchlassen. Eines Tages rief ich wieder an und als Wang den Hörer abnahm, lachte er. Wang freute sich nicht ohne Grund. Er erzählte mir, er habe von einem Geschäftsmann seines Vaters gehört, dass heute Nacht um null Uhr die Grenze für immer verschwinden würde. Ich freute mich riesig, dass wir uns endlich wieder treffen und nicht nur über das Telefon verständigen konnten. Wir verabredeten uns für den nächsten Tag gleich in der Früh. Am nächsten Tag trafen wir uns am Lager, fielen uns freude-

strahlend in die Arme und erzählten uns alles. Wir waren echt froh darüber, dass wir uns wieder sahen. Von nun an trafen wir uns fast täglich und unsere Freundschaft blieb erhalten.

Catharina Berberich, 15 Jahre

Das Elterngespräch

Mit seinen 53 Jahren hatte Karsten Mankert schon einiges gesehen. Nicht jedoch einen derartig grenzenlosen Übungsaufsatz eines 5. Klässlers.

Seufzend starrte der Deutschlehrer die Uhr in seinem Büro an. Jede Minute sollten nun die Eltern des Schülers auftauchen. Er strich ein weiteres Mal seinen braunen Anzug glatt, als es endlich an der Tür klopfte.

„Herein“

Hinein traten eine Frau und ein Mann, beide vermutlich um die 40 Jahre.

„Herr und Frau Bachmann, vielen Dank für Ihr Erscheinen“, während er ihnen die Hand gab, fügte er gedanklich ein ‚12 Minuten zu spät‘ dazu, „bitte, nehmen Sie Platz.“ Vor seinem Pult standen zwei orange Stühle, wie sie in jedem Klassenzimmer zu finden sind.

„Wir wollen uns nicht lange aufhalten. Ich habe Sie heute hierhergebeten, um über Ihren Sohn Paul zu sprechen.“

„Stimmt denn etwas nicht?“, fragte der Vater erschrocken.

„Das möchte ich Sie fragen“, antwortete der Lehrer leicht ungeduldig, „wie Sie wissen, üben wir gerade für unsere nächste Deutsch-Schulaufgabe. Deswegen habe ich letzte Woche einen Übungsaufsatz eingesammelt. Lassen Sie mich Ihnen ein paar Stellen von Paul laut vorlesen.“

Als die Eltern nickten, räusperte sich Herr Mankert: „Hinter dem Schrank mit den ganzen Handtüchern ist nämlich ein geheimes Labor. Für unsere neuen Versuche waren wir gestern einkaufen. Im Supermarkt hat Opa nicht alles gefunden, deswegen sind wir noch zu einem anderen Geschäft gefahren. Dann haben wir alles aufgebaut. In einem Glas haben wir Wasser gekocht und die Zutat aus dem Fachhandel ausgepackt. Oma sagt, das heißt Nickeldichlorid-Hexahydrat. Opa sagt, es ist aber ok, wenn ich grünes Pulver sage. Schließlich haben wir das dann dazugekippt. Bis zum nächsten Tag musste unsere Mischung in den Kühlschrank. Natürlich nicht in den in der Küche, weil sonst das Essen schlecht wird, sondern in den kleinen hinter der Waschmaschine. In dem Raum hinter dem Handtuchschrank ist nämlich nicht genug Platz.“

Der Lehrer schaute das Elternpaar erwartungsvoll an.

„Nun ja, die Geschichte ist sehr fantasievoll, das verstehen wir vollkommen. Aber was stimmt damit denn nicht?“, fragte Herr Bachmann.

„Die Erlebniserzählung hatte die Überschrift ‚Mein schönstes Ferienerlebnis‘. Nun stelle ich mir die Frage, wie es sein kann, dass ihr Sohn so grenzenlos übertreibt.“

Dieses Mal antwortete die Mutter: „Er verbringt viel Zeit bei seinen Großeltern. Wir beide arbeiten doch so viel.“

„Sehnt er sich vielleicht nach Aufmerksamkeit?“, hakte der Lehrer ein weiteres Mal nach.

„Das kann nicht sein“, meldete sich der Vater zu Wort, „er scheint immer eher betrübt, wenn wir ihn abholen.“

Daraufhin folgte Schweigen.

„Die Großeltern erzählen nichts außergewöhnliches?“, fragte Herr Mankert erneut nach. Dieses Mal antwortete ihm Frau Bachmann: „Nein, sie essen gemeinsam zu Mittag, helfen ihm bei den Hausaufgaben und spielen dann mit ihm.“

„Wie können Sie mir dann folgenden Absatz erklären? „Am nächsten Tag holte Oma die Tassen aus der Schale. Das ging nur, weil es noch keine Tassen waren, sondern eine Tonmischung. In die rührte Opa unsere grüne Lösung. Dann baute er das Labor schnell um: es war nun eine Keramikwerkstatt! Das Formen von Trinkbechern übernimmt er auch. Manchmal darf ich es auch probieren, aber Opa bekommt das besser hin. Als die Tassen geformt waren, musste noch der Henkel angeklebt werden. Das machte dann wieder Oma.““ Erneut blickte der Lehrer die beiden ihm gegenüberstehenden Personen an.

„Das können wir Ihnen nicht erklären. Mit Paul und meinen Eltern werden wir selbstverständlicherweise auch reden. Sie haben wahrlich Recht, so geht es nicht weiter“. Der Vater stimmte seiner Ehefrau zu: „Fantasie ist wirklich wichtig. Aber das geht zu weit. Vielen Dank, dass Sie uns informiert haben.“

Noch während die Eltern ihre Mäntel wieder anzogen, fand nicht unweit der Schule in einem geheimen Zimmer hinter dem Handtuchschrank Folgendes statt:

„Oma!“, hallte die Stimme des Elfjährigen durch das Labor. Diese schmunzelte und antwortete in derselben Lautstärke: „Du musst doch nicht so schreien, ich stehe genau hinter dir.“

Während der Großvater ebenfalls das geheime Zimmer betrat, mischte er sich in die Unterhaltung ein: „Was wird denn das hier?“, lachte er, „wir sind doch ernst zunehmende Wissenschaftler.“

„Natürlich sind wir das. Und deswegen holen wir jetzt das Nickeldichlorid-Hexahydrat aus der Kühlung“, meinte die Großmutter.

„Das grüne Pulver“, flüsterte Opa in Pauls Ohr. Doch der hatte diese Fachbegriffe längst gelernt.

„Und was glaubst du? Werden die Schüsseln deinen Eltern gefallen?“, fragte Oma während sie den weißen Sicherheitskittel anzog.

Paul nickte: „Bestimmt, die Tassen fanden sie auch schon super!“

Amelie Fiedler, 11 Jahre

Grenzenlos

„Mensch Mama! Es ist erst acht Uhr!“ sagte Lilly schnaubend zu ihrer Mama. „Spät genug – Lilly jetzt ab ins Bett“ befahl Lillys Mama. „JETZT“. „OK. Boah man... ich wünschte ich hätte grenzenlose Freiheit, in der ich machen kann, was ich will ... auch spät ins Bett gehen! Mama nervt so!“. Lilly ging hoch ins Bad. „Wo ist denn jetzt mein Reinigungswasser? Ich wünschte, ich hätte einen Roboter mit grenzenlosen Fähigkeiten ... ah, da ist es ja“ murmelte sie. Zehn Minuten später war Lilly fertig, ging in ihr Zimmer und schlief sofort ein ...

„ES IST ZEIT AUFZUSTEHEN!“ „Was ist los?“ räusperte sich Lilly, während sie nach links schaute. Ein kurzer Aufschrei durchbrach die Stille. Da war ein ... Roboter! „Träum ich, oder was?“ dachte Lilly. „AUFSTEHEN LILLY!“ wiederholte der Roboter und schüttelte sie sanft. Lilly schrie leise auf: „In wweellcheemm JJahr siinnnd wiir?“ „WIE IMMER... 3024.“ sprach der Roboter. „Aber ... was - wie? Wir schreiben das Jahr 2024!“ „DAS MUSS EIN IRRTUM SEIN, DU BIST 3012 AUF DIE WELT GEKOMMEN!“ „Oh!“ entfuhr es ihr. „ES IST JETZT ABER WIRKLICH AN DER ZEIT AUFZUSTEHEN, LILLY!“ sprach der Blechmann erneut. „Also gut“ antwortete Lilly.

Als sie drauf und dran war, sich zu erheben, stammelte der Roboter: „DEINE SCHUHE!“ „Was?“ Lilly sah erstaunt auf. „Ah“. Sie sah die speziellen Schuhe, die auf dem Boden standen und zog sie an. Langsam begriff sie ... „Aua!“ Auf einmal lag sie auf dem Boden und Sirenen erklangen. Um die Ecke kam ein anderer Roboter und scannte sie. „ALLES IM GRÜNEN BEREICH!“ ratterte der andere Roboter. „DU BIST ÜBER DEINE SCHUHE GEFALLEN.“ „Oh, danke, äh Herr ...?“ „HERR BRUNNA“ „Ok. Danke Herr Brunna, tschüss.“ „TSCHÜSS!“ sagte der Roboter Herr Brunna.

„WIR MÜSSEN WEITER,“ ratterte ‚ihr‘ Roboter. „Wohin?“ fragte Lilly. „INS BAD.“ Lilly stand auf und langsam fuhr sie mit ihren neuen Schuhen, die aussahen wie maßgefertigt, den Gang entlang. Die Schuhe stoppten abrupt, als Lilly und der Roboter direkt vor einer Tür standen. „DA MÜSSEN WIR REIN.“ erklärte der Roboter. Die Tür öffnete sich wie von Zauberhand und Lillys Schuhe fuhren sie automatisch ins Innere des Zimmers. Sie kam zum Stehen und ihr Blechmann fuhr eine Zahnbürstenhand aus. „Hast du eigentlich grenzenlose Fähigkeiten?“ fragte Lilly den Roboter. „JA, ICH BIN DEIN ROBOTER – ICH MUSS SOWAS KÖNNEN“ entgegnete er und fing an, Lilly die Zähne zu putzen. Drei Minuten später stieg sie in einen Aufzug, saß dann ein Stockwerk tiefer am Küchentisch und aß Brot mit Aufstrich.

DRING DRONG DRANG erklang eine Uhr. „LILLY, ES IST ZEIT, IN DIE SCHULE ZU GEHEN!“ reagierte der Roboter. „Aber wie soll ich denn in die Schule kommen?“ „NA GANZ EINFACH: DU GEHST IN UNSEREN TELEPORTIERRAUM UND KANNST DICH DORT DANN GRENZENLOS TELEPORTIEREN“ antwortete der Roboter. „Ok und wo ist dieser Teleportierraum?“ Lilly wurde es ganz mulmig zumute. „KOMM MIT.“ Der Roboter führte Lilly zu einem Raum, in dessen Mitte ein leuchtender Kreis war. „DU MUSST DICH EINFACH IN DEN KREIS STELLEN UND DAS WORT „SCHULE“ SAGEN: ABER LAUT UND DEUTLICH: IN DER SCHULE LANDEST DU DANN GENAU IN DEINEM KLASSENZIMMER: WIEDER IN EINEM LEUCHTENDEN KREIS – GENAU WIE HIER. NACH DER SCHULE WIEDERHOLST DU DEN VORGANG – NUR DASS DU SAGST „AB NACH HAUSE“, DANN KOMMST DU HIER WIEDER AN“. „Alles klar,“ gab Lilly schüchtern zurück. „NA DANN MAL AB MIT DIR IN DIE SCHULE. UM DREI UHR ERWARTE ICH DICH HIER“, sprach der Roboter ihr Mut zu.

Zwei Minuten später saß Lilly in einem Klassenzimmer. Noch bevor sie sich genau umsehen oder ihre Mitschüler inspizieren konnte, kam auch schon ein Roboter Lehrer. Dieser rief „COMPUTER AN!“ und

schon kamen aus den Tischen Computer, auf deren Bildschirmen sofort eine Mathe-Übungsplattform erschien. „FANGT AN!“ forderte der Roboter Lehrer die Schüler auf. 45 Minuten später erschien eine Deutsch-Übungsplattform, danach kam Englisch. Außerdem noch Kunst. Lilly fand es faszinierend, aber ein wenig schwindlig war ihr auch. Um die Mittagszeit kamen 15 Roboter und brachten den Kindern Mittagessen. Danach ging es mit Biologie und Musik weiter. Anschließend kamen die Roboter wieder und brachten erneut Essen und Getränke. Alles schmeckte, obgleich die Nahrung stets abgepackt und genau abgezählt war. Lilly musste schmunzeln. Nach der weiteren kleinen Pause wurde noch Religion geübt und Sportübungen auf den Bildschirmen angezeigt. Alles verging wie im Flug, denn schon klingelte die Schulglocke zum Schulende.

Lilly verhielt sich, wie ihr Roboter gesagt hatte und bewegte sich zu dem leuchtenden Kreis in der Mitte des Klassenzimmers. Sie sagte: „AB NACH HAUSE!“ und im nächsten Augenblick war sie auch schon in dem Haus, in dem sie von ihrem Roboter erwartet wurde. „HALLO, WIE WAR ES IN DER SCHULE?“ „Ganz gut“, entgegnete Lilly. „DU MUSST JETZT AUF DEIN ZIMMER GEHEN. DEIN GRENZLOSER PRIVATLEHRER WARTET SCHON AUF DICH. MIT IHM WIRST DU HAUSAUFGABEN MACHEN.“ „Wir haben aber nichts aufbekommen!“ Lilly war entsetzt. „DOCH, DU HAST DEINE HAUSAUFGABEN PER E-MAIL ZUGESCHICKT BEKOMMEN. FAHR IN DEN 1. STOCK UND ERLEDIGE DEINE HAUSAUFGABEN. ICH BEREITE SOLANGE DAS ABENDESSEN VOR!“ Lilly widersprach nicht und tatsächlich wartete oben ein weiterer Roboter. „LOS LILLY, WIR FANGEN AN!“ ermunterte er sie. Und schon ging es los.

Eine Stunde später ertönte die Stimme von Lillys Roboter: „ESSEN“. Lilly fuhr nach unten und setzte sich an den großen Küchentisch. Ihre „speziellen“ Schuhe bemerkte sie schon längst nicht mehr. In Gedanken blickte sie auf. Aber... aber... da saßen ihre Eltern! „Mama! Papa!“

Lilly rannte auf ihre Eltern zu und umarmte beide! Wie konnte das sein? Noch bevor Lilly irgendetwas sagen konnte, sagte ihre Mama „Jetzt gibt es erstmal ein leckeres Abendessen für uns. Aber du musst dir noch was in deiner Karte aussuchen: heute gibt es grenzenlos viele Gerichte zur Auswahl.“ Als schließlich alle ihre Gerichte, inklusive Vor- und Nachspeise bekommen hatten, fingen sie an, genüsslich zu essen. „So Lilly, jetzt musst du dich aber fertig machen.“ bestimmte ihr Vater. „Alles klar“, antwortete sie. Diesmal hatten ihre Eltern bestimmt. Wo war ihr Roboter? Nachdenklich stand sie im Bad und wollte sich gerade waschen, als sie bemerkte, dass sie noch ihr Reinigungswasser benötigte. Aber wo war es? Plötzlich kam ein Detektiv-Roboter, machte eine Schublade auf und holte ihre Kosmetik heraus. „Danke!“ sagte Lilly zu ihm und fragte sich insgeheim, ob denn nun die Roboter auch ihre Gedanken lesen konnten. „ALLES GUT“ kam als Antwort vom Detektiv Roboter. Lilly wusch sich erstmal. Als sie schließlich die Zahnbürste berührte, kam ihr Roboter und sagte schnell: „WARTE, ICH PUTZE DIR DIE ZÄHNE“. Später kamen noch ihre Eltern, um ihr gute Nacht zu sagen. Erschöpft und mit vielen Fragen schlief sie sofort ein. Der Tag war neu und anstrengend für sie gewesen.

Doch abrupt wachte Lilly noch einmal auf. Sie setzte sich auf. Ihr war eingefallen, dass sie sich am Abend zuvor einen Roboter mit „grenzenlosen Fähigkeiten“ gewünscht hatte! Genau das hatte sie heute bekommen!!! Sie legte sich zurück in ihr Bett und schlief mit einem Schmunzeln ein.

PPPIIIIPPPPIIIIIIPPPPPPP „Was ist los?!?“ Das war nicht der Roboter von gestern – nein, das war ihr Wecker! „Oh nein, das war wirklich alles ein Traum!“ Lilly stand gequält auf. Diesmal ohne die coolen Schuhe, die sie ins Bad fuhren. Sie machte sich ein bisschen betrübt fertig. Die Roboter-Zahnputzhand war so praktisch gewesen... Immer noch etwas ihrem Traum nachhängend, ging sie schließlich nach unten zum Frühstück. Dabei erzählte sie alles ihrer Mama. Die

beiden mussten schließlich lachen und malten sich nochmal aus, wie es mit Robotern mit grenzenlosen Fähigkeiten wirklich wäre.

Nun musste sich Lilly aber beeilen, denn in Wirklichkeit gab es keinen roten Kreis, der sie ins Klassenzimmer katapultierte, sondern nur den Schulbus, der in zwei Minuten losfuhr.

Max Gabert, 9 Jahre

Eine Katze auf Abwegen

Ein Sonnenstrahl fiel auf ein kleines Haus. Dort wohnte eine Katze namens Liffy. In ihrem Garten suchte sie gerade nach einer Maus. Dort fand Liffy aber keine. Gerne würde sie in einem anderen Garten suchen. Das ging aber nicht, weil in den Gärten andere Katzen wohnten und es war verboten, das Revier einer anderen Katze zu betreten. So stand es jedenfalls im großen Katzenbuch. Liffy konnte aber nicht widerstehen und sie beschloss, in der Nacht das Revier einer anderen Katze zu betreten. Als es dunkel wurde, schlich sie in das fremde Gebiet. Es war eine kalte und neblige Nacht. Als Liffy anfang, nach einer Maus zu suchen, hörte sie ein leises Pfoten-Getrappel. Sie schaute sich um. Da entdeckte sie einen Kater mit langem, schwarzweißen Fell. Er näherte sich ihr. Der Kater fragte Liffy: „Warum bist du in mein Revier eingedrungen?“ Liffy antwortete: „Ich habe mich verlaufen.“ Der Kater aber bemerkte, dass sie log. Er fragte sich, was er mit ihr machen sollte. Dann beschloss er, Liffy zum Katzenrat zu bringen. Der Katzenrat versammelte sich jede Nacht auf der Wiese, wo im Juni jedes Jahr das Sonnenwendfeuer stattfand. Heute war es genauso. Möhrchen, das oberste Mitglied des Katzenrats, sprach zu Liffy: „Erzähle uns, was passiert ist!“ Liffy schilderte, warum sie in das fremde Revier eingedrungen war. „Es tut mir leid, dass ich das gemacht habe“, sprach Liffy zum Katzenrat. Öhrchen, ein weiteres Mitglied des Katzenrates, sagte, dass er die Regel schon immer blöd gefunden hatte und forderte, die Regel abzuschaffen. Möhrchen überlegte. Die Regel hatte tatsächlich schon immer Schwierigkeiten gebracht, zum Beispiel konnten die Katzen dadurch nur schwer Freundschaften schließen oder Mäuse fangen. Die Mehrheit des Katzenrats beschloss daraufhin, die Regel abzuschaffen. Unter einer Bedingung und diese lautete, dass keine Katze das Futter einer anderen Katze nehmen durfte. Liffy freute sich, dass sie endlich in das Revier einer anderen Katze gehen durfte.

Alexandra Gutzke, 39 Jahre

Grenzenlos traurig – Grenzenlos frei

Eigentlich ist Mama echt groß und stark.
Sie kann laut singen und wild tanzen.
Sie sagt was sie nicht mag, zum Beispiel Wanzen.

Allerdings ist es momentan so,
dass sie viel Zeit auf dem Sofa verbringt
oder leise weint auf dem Klo.
Und dass sie echt kaum noch singt.

Neuerdings kann Mama auch nichts mehr entscheiden.
Vergisst ständig wo was steht.
Normalerweise kann sie es gar nicht leiden,
wenn jemand außer ihr, sagt wo's langgeht.

Bis Mama morgens vorm Kleiderschrank
weiß, in welchen Pulli sie schlüpfen will. „Den, den oder den“,
sind Ulli und ich viel zu spät in der Schule,
dank Mama und ihrem Entscheidungsproblem.

„Jetzt ist Schluss mit lustig!“
Hab ich beim Frühstück beschlossen.
„Jetzt übernehme ich!“
Dann hab ich uns allen Kakao eingegossen.

Ab sofort entscheide ich alles:
Zähneputzen ist freiwillig.
Duschen nur im Fall des Falles.
In die Schule muss man nicht.

Zum Frühstück gibt's jetzt immer Chips.
Zum Abendessen Ketchup mit Nudeln.
Manchmal auch Pommes Frites.
Zum Nachtsch ohne Ende Schokoladenkugeln.

Alle Mützen habe ich weggeschmissen.
Stattdessen tragen wir jetzt Zauberhüte.
Tiefkühlgemüse wird garantiert niemand vermissen
„Tschüssikowski“ und rein in die Mülltüte.

Gestern hat Ulli den Hamster geschoren,
ich hab überlegt einen Karpfen zu stehlen,
mich doch dagegen entschieden und geschworen,
besser niemandem davon zu erzählen.

Ulli, der Hamster und ich sind allein.
Keine Regeln, keine Grenzen.
Unsere Mama ist ganz klitzeklein.
Es gibt weder Strafen, noch Konsequenzen.

Mamas Traurigkeit aber ist grenzenlos groß.
Sie wabert durch die Wohnung wie ekeliger Schleim.
Sitzt auf meinem Schoß,
quetscht uns alle ein.

Sie breitet sich ganz weit aus,
die Traurigkeit.
Verlässt das Haus,
es ist soweit.

Endlich, endlich, endlich
hat die Traurigkeit Hilfe geholt.

Wir wollen doch gar nicht grenzenlos frei sein.
Wir wollen, dass einer schimpft wenn wir klauen,
uns tröstet wenn wir nachts ganz allein weinen
und uns verbietet, den Teppich mit Eis zu versauen.

Das alles macht jetzt erstmal Frau Thule.
Sie päppelt den Hamster auf,
fährt uns in die Schule
und kümmert sich um den Einkauf.

In der Klinik bekommt Mama Medikamente,
die ihre Traurigkeit in Grenzen halten.
Ulli, der Hamster und ich hören auf mit den Experimenten
zum Abendessen. Und mit dem Schuleschwänzen.

Am Wochenende fahren wir Mama besuchen.
In ihrem Zimmer singen wir von Wanzen,
essen viel zu viel Zitronenkuchen,
stellen uns auf den Tisch und tanzen.

Dann ist es fast so, wie es mal war.
Alles im Butter
und sie wieder da:
Meine große, starke Mutter.

Antje Hagn, 50 Jahre

Astronauten auf Station

Der Neue wird ins Zimmer gerollt, als Jona gerade den Plastikdeckel vom Teller hebt. Die Schwester hat nicht geklopft, das tut sie nie und es wäre eigentlich auch überflüssig: Man hört das Quietschen ihrer Gummischuhe auf dem Flur schon immer ein paar Sekunden, bevor sie die Tür öffnet. Dann hat sie das Bett mit dem schlafenden Jungen hereingeschoben und Jona einen guten Appetit gewünscht. Als ob! Die wässrige, gelbe Suppe ist sowieso ungenießbar und was unter dem Plastikdeckel auf dem Teller zum Vorschein kommt, lässt sich nicht genau identifizieren. Aber erstmal ist sowieso der Neue interessanter. Ein großer Apparat befindet sich am Kopfende seines Bettes, viele Schläuche verschwinden unter der Bettdecke und vermutlich in dem kleinen Körper, der darunter liegt. Ab und zu piepst der Apparat.

Warum er wohl hier ist, denkt Jona. Und wie lange? Der Neue ist nun schon sein vierter Zimmernachbar und wahrscheinlich hat auch der nur wieder irgendwas Harmloses und wird in ein paar Tagen nach Hause kommen.

Am späten Abend hört man ein Stöhnen vom Bett nebenan und sogleich fängt der Apparat an, dringliche Geräusche von sich zu geben. Ein Arzt und eine Schwester kommen ins Zimmer, dann noch ein Arzt. Für eine harmlose Sache sehen die aber ganz schön besorgt aus, denkt Jona. In diesem Moment tritt die Schwester beiseite und er kann ein kleines, dünnes Gesicht sehen mit tiefliegenden Augen und einer fahlen Haut. OK. Dieser Junge wird länger bleiben, das sieht man.

In der Nacht liegt der Neue mit offenem Mund da und schnarcht laut. Je ärgerlicher Jona wird, desto weniger kann er einschlafen. Als er gerade hellwach darüber grübelt, ob er dem Jungen die Nase zuhalten soll, damit das Schnarchen endlich aufhört, verstummt es. Jona lauscht in das halbdunkle Zimmer. „Du?“ hört er da die Stimme des anderen. „Ja?“ fragt er

zaghaft. Keine Antwort. Stattdessen kann man leises Weinen vernehmen. Jona lässt sich aus dem Bett gleiten und läuft über den kalten Steinboden zum Bett nebenan. Er muss um das Bett herumgehen, denn der Junge hat sein Gesicht zur anderen Seite gedreht. „Hey“, sagt er leise und noch einmal „Hey“. Dann weiß er nicht mehr, was er sagen soll. „Hey“, schnieft es da zurück. Die beiden Jungen sehen sich an. Jona merkt, dass er gar nicht mehr wütend ist. Und plötzlich lächelt der andere.

Er heißt Tobi und will Astronaut werden. Genau wie Jona findet er es furchtbar ungerecht, dass er im Krankenhaus ist und außerdem vermisst er sein Kaninchen. Das erzählt er Jona alles und dann schläft er ein. Jona bleibt noch lange wach.

Das Fiebmessen um halb sechs nimmt er im Halbschlaf wahr, genauso wie das Blutdruckmessen. Die Tabletten schluckt er brav. Nur weiterschlafen. Nur im Dämmerzustand noch ein bisschen dem Krankenhaus entkommen.

Als er wieder aufwacht, ist er allein. Die Schwester erklärt, sein Zimmernachbar sei bei irgendwelchen medizinischen Untersuchungen. Das kennt Jona. Hier ist man immer beschäftigt. Die hektische Betriebsamkeit macht, dass der Tag schneller vergeht, wirkt aber nicht gegen das erstickende Gefühl der Enge.

Erst am Abend haben die Jungen wieder Zeit, sich zu unterhalten. „Astronaut“, sagt Jona, „da hast du schon Recht, du. Da erlebt man was.“ Tobi nickt. „Ich möchte ins Weltall fliegen. Das ist voller Sterne. Grenzenlos.“ Sie schweigen zusammen ein bisschen. Und dann erörtern sie, ob Pilot oder Astronaut besser ist. Im Flugzeug erlebt man leider keine Schwerelosigkeit, aber in einem Raumschiff hat man natürlich wiederum keine Stewardessen oder Stewards, was auch schade ist. Außerdem ist das Flugzeugessen bestimmt leckerer, als das in einer Rakete. Und sie stellen sich vor, dass durch ihre Schläuche nicht Medizin fließt, sondern Astronautennahrung.

In ihrer Fantasie steuern sie jeden Tag die tollsten Raumschiffe zu den entferntesten Galaxien. Wenn sie auf die Erde zurückkehren, werden sie für ihre Tapferkeit berühmt sein. Sie schieben die Betten zusammen

und die Schwester drückt ein Auge zu. Auf dem Handy sehen sie sich gemeinsam Videos aus dem All an. „Pilot oder Astronaut ist eigentlich egal“, sagt Jona. „Hauptsache Fliegen.“

Wenn sie Spritzen bekommen, wissen sie, dass das eben sein muss, damit sie auf ihrem Flug ins All nicht krank werden und die krankengymnastischen Übungen sind für Astronauten eine Selbstverständlichkeit, um fit zu bleiben.

Tobi muss noch einmal operiert werden. „Nachher wird mir wieder schlecht sein“, sagt er. „Aber das passiert den besten Raumfahrern beim Wiedereintritt in die Erdatmosphäre.“ Bevor er in den Operationssaal gefahren wird, bekommt er ein Medikament, von dem er sehr schnell sehr müde wird. Kurz bevor er einschläft, sieht er aus dem Fenster in den Himmel, wo ein Flugzeug gerade einen weißen Streifen hinter sich herzieht und verkündet: „Kondensstreifen bringen Glück.“ „Echt?“ fragt Jona, „Das wusste ich gar nicht.“ „Klar“, nuschelt Tobi und man versteht ihn schon fast nicht mehr. „Weiß doch jeder.“

Am nächsten Morgen ist irgendwas anders, das spürt Jona. Die Krankenschwester schaut ihn so komisch an, aber er kann ihren Blick nicht deuten. Der Arzt kommt und nickt ihm zu: Die neuen Untersuchungsergebnisse sind da und sie sind gut. Sehr gut sogar. Jona darf nach Hause. Ihm ist ein bisschen schwindelig. Er wartet darauf, dass sich ein überwältigendes Glücksgefühl einstellt. Auf diesen Moment hat er schließlich monatelang gewartet. So lange, bis er dachte, dass dieser Moment niemals mehr kommen würde. Und jetzt ist er auf einmal da, aber Jona fühlt irgendwie überhaupt nichts. Er wagt nicht, zu Tobi rüber zu sehen. Ein bisschen kommt er sich vor wie ein Verräter. „Ich besuche dich. Ganz oft“, verspricht er ihm.

„Außerdem schreiben wir uns.“

Und das tun sie. Sie schreiben abwechselnd an einer Geschichte über eine Klinik im All. Wenn Jona da ist, klettert er manchmal heimlich in Tobis Bett und sie gucken zusammen „Apollo 13“ oder „Per Anhalter durch die Galaxis“. Sie planen gemeinsame Flugreisen und streiten ein

bisschen über die Reiseziele: Jona möchte am liebsten in die Antarktis, Tobi nach Australien.

Eines Tages kommt Jona wieder zu Besuch, aber als er die Tür zu Tobis Zimmer öffnet, stehen da nur zwei Betten mit zwei fremden Jungen darin. Jona wird nervös. Er geht auf den Gang und schaut sicherheits- halber noch einmal auf die Zimmernummer, aber sie stimmt. Er geht wieder hinein und starrt auf das Bett auf Tobis Seite. Auf einmal kann er nicht mehr richtig atmen.

Da kommt die Schwester herein. „Tobi ist heute geheilt entlassen worden. Seine Eltern haben ihn vor ein paar Stunden abgeholt. Tut mir leid, dass du umsonst gekommen bist.“

Aber den letzten Satz hört Jona schon nicht mehr. In ihm breitet sich ein ganz warmes Gefühl aus. Tobi ist gesund! Und er ist gerade auf dem Weg nach Hause! Oder vielleicht sitzt er sogar schon in seinem Zimmer mit den vielen Weltraumpostern. Jona atmet ganz tief ein und wieder aus. Ihm war gar nicht klar, dass er so lange die Luft angehalten hatte. Grenzenlos ist seine Erleichterung. Manchmal, denkt er, fühlt man sich auch auf der Erde schwerelos.

Da fällt sein Blick auf die beiden Jungen. Die genau dort liegen, wo Tobi und er so lange gelegen haben. Er geht zu einem der Betten. „Hey“, sagt er. Und in diesem Augenblick sieht er durch das Fenster einen fetten Kondensstreifen am Himmel.

Marie Harsch, 12 Jahre

Grenzenlose Freundschaft

In der großen Stadt Berlin lebte ein 13-jähriges Mädchen namens Lena. Sie wohnte mit ihren Eltern in einer kleinen Wohnung in der Innenstadt. Sie ging auf ein großes Gymnasium und wurde dort von allen gemobbt. Jeder Tag in der Schule war schrecklich für sie. Viele in der Schule sagten, sie sei zu klein und hässlich. Ihre Eltern waren fast immer in der Arbeit, um die Wohnung zu finanzieren. Lena hatte ein kleines, aber schönes Zimmer, in dem sie oft von einer Freundschaft träumte, die sie aber bisher leider nicht gefunden hatte.

An einem Dienstag um 7.30 Uhr war Lena mal wieder auf dem Weg zur Schule. Als sie dort ankam, war es 10 Minuten vor acht. Lena machte sich auf den Weg zu ihrem Klassenzimmer. Als sie dort ankam, standen Anna und Theresa vor der Tür. Lena ging vorbei und die beiden sagten: „Ah, da kommt sie ja, die, die so hässlich ist, und keine Freundin hat und von einem Freund brauchen wir gar nicht erst reden!“ Lena ignorierte sie einfach, ging ins Klassenzimmer und setzte sich auf ihren Platz. In der ersten Stunde hatten sie Mathe. Lena fand, dass der heutige Schultag viel länger dauerte als sonst. Als die Schule endlich aus war, machte sie sich auf den Weg nach Hause. Zuhause angekommen, holte sie sich einen Becher Joghurt aus dem Kühlschrank und ging damit in ihr Zimmer.

Ihre Eltern waren mal wieder nicht zuhause und Lena musste sehr viele Hausaufgaben machen und für die Mathe-Schulaufgabe lernen. Als sie mit ihrem Joghurt fertig war, fing sie mit den Hausaufgaben an. Nach zwei Stunden war sie endlich mit allem fertig und entschied sich, noch eine Runde spazieren zu gehen. Sie ging eine halbe Stunde lang durch die Stadt. Wieder zu Hause angekommen, ging es ihr gleich viel besser, Lena legte sich auf ihre Couch und las in ihrem Lieblingsbuch bis schließlich um 21 Uhr ihre Eltern nach Hause kamen.

Die Eltern überraschten sie in ihrem Zimmer und begrüßten sie herzlich. Lena tauschte sich noch mit ihren Eltern über den Tag aus, danach gingen sie ins Wohnzimmer, und für Lena war es Zeit, sich umzuziehen, Zähne zu putzen und schließlich ins Bett zu gehen. Sie schlief bald ein und fing an zu träumen: auf einmal stand da eine neue Mitschülerin in ihrer Klasse. Das Mädchen setzte sich auf den Platz neben Lena, der war nämlich noch frei, da niemand sonst aus der Klasse neben ihr sitzen wollte.

Der Traum war sehr schön, aber er endete wieder, weil ihr Handy-Wecker klingelte. Langsam wurde Lena wach und ihr wurde klar, dass sie geträumt hatte, sie schaltete den Wecker aus und stand aus ihrem Bett auf. Sie ging in die Küche, frühstückte ein Müsli, was sehr lecker schmeckte. Danach ging sie ins Bad, zog sich an und machte sich auf den Weg zur Schule und vergaß ihren Traum wieder.

In der ersten Stunde hatten sie Frau Heinrich, ihre Klassenleitung. Frau Heinrich kam ins Klassenzimmer und sagte: „Heute haben wir die große Ehre eine neue Schülerin begrüßen zu dürfen, sie wird gleich kommen und sich vorstellen.“ Danach betrat auch schon die neue Mitschülerin das Klassenzimmer und stellte sich neben Frau Heinrich. Das Mädchen hatte schwarze, Ellbogen lange Haare, braune, sehr freundlich wirkende Augen und sie trug eine blaue Jeans mit Taschen an den Seiten und einen schwarzen Hoodie. Ihre goldenen Ohrhinge verleihen ihr einen Glanz, der sie insgesamt sehr stilvoll aussehen ließ. Frau Heinrich bat die Schülerin: „Stell dich doch bitte deiner neuen Klasse vor!“ Das Mädchen fing an zu sprechen: „Ich heiße Bella, bin dreizehn Jahre alt und komme aus Andalusien. Meine Mama kommt aus Deutschland, sie hat mir die Deutsche Sprache beigebracht.“ Frau Heinrich lächelte und antwortete: „Sehr schön Bella, dann darfst du dich setzen, entweder neben Dennis, Mara oder Lena, da ist auch noch ein Platz frei, du kannst es dir aussuchen.“ Bella sagte vorsichtig: „Ich glaube, ich setzte mich neben Lena.“

Lenas Herz machte einen kleinen Hüpf, weil sie jetzt nicht mehr alleine sitzen muss. Bella ging auf Lena zu und fragte sie mit netter

Stimme: „Darf ich mich neben dich setzen?“ Lena nuschelte: „Na klar, sehr gerne.“ Bella stellte ihre Tasche neben dem Tisch ab und setzte sich neben Lena. In der Pause setzten sie sich schließlich zusammen und fingen an, miteinander zu reden. Die zwei Mädchen erzählten von ihren Familien, was sie gerne mochten und wovor sie Angst hatten.

Als die Schule zu Ende war, verabschiedeten sich die zwei Mädchen voneinander und Lena ging nach Hause. Sie war glücklich, dass sie jetzt eine Freundin hatte, der sie alles erzählen konnte und der sie vertraute. Als ihre Eltern von der Arbeit kamen, waren sie sehr überrascht, dass Lena so gute Laune hatte. Lena erzählte fröhlich: „Wir haben ein neues Mädchen in der Klasse, sie heißt Bella, sie sitzt neben mir und ist jetzt meine Freundin!“ Ihre Mutter Marion freute sich: Sie sagte: „Sehr schön Lena, das freut mich sehr für dich.“ Auch Lenas Papa Marcus freute sich mit den beiden. Es war das erste Mal, dass sich Lena freute, in die Schule zu gehen. Sie konnte es kaum erwarten.

Am nächsten Morgen ging Lena sehr früh zur Schule, damit sie und Bella noch etwas Zeit hatten, bis der Unterricht begann. Als sie in der Schule ankam, wartete Bella schon auf Lena, sie begrüßten sich und gingen zu ihrem Klassenzimmer. Vor dem Klassenzimmer standen Anna und Theresa, die beiden schwangen ihre Haare und sagten: „Oh, da kommt die hässliche und jetzt hat sie eine Freundin.“ Theresa sagte zustimmend: „Von dir Bella, hätte ich Besseres erwartet, als dass du dich mit ihr abgibst!“ Bella entgegnete: „Ich mag Lena und sie ist schön, so wie sie ist.“ Lena sagte: „Ihr könnt unsere Freundschaft nicht zerstören, egal wie viel ihr lästert und redet! Unsere Freundschaft ist grenzenlos.“ Dann gingen die beiden davon und ließen sie ohne ein weiteres Wort zu sagen stehen.

Marlene Sophie Kroeger, 10 Jahre

Die Fantasie kennt keine Grenzen

Grenzenlos ist die Fantasie,
denn Grenzen gesetzt werden ihr nie.

Genauso wie bei den Gedanken,
gibt es bei ihr keine Schranken.

Sie kann wachsen wie die Pflanzen,
im Großen und im Ganzen.

Jeder kennt sie, in jedem Land,
denn sie gleitet durch jede Wand.

Ich hoffe, dass meine Fantasie niemals verdirbt,
obwohl sie im Erwachsenenalter leider oft erstirbt.

Mit ihr kann Alles möglich sein,
dank ihr bin ich niemals wirklich allein.

Es gibt so viele Möglichkeiten,
Fantasie ist grenzenlos in all ihren Seiten.

Schaffen kann ich Alles mit ihr,
zudem ist sie immer bei mir.

Von manchen wird sie vergessen,
die haben zu viel vor dem Kasten gesessen.

Geht es mir nicht gut, bin ich dank ihr wieder wohlauf,
dann fliegen wir gemeinsam bis zum Himmel hinauf.

Durch sie entstand auch dieses Gedicht und Vieles mehr,
doch wo kommt die Fantasie eigentlich her?

Tja, ich werde es euch nicht sagen,
da müsst ihr schon wen anders fragen.

Oder ihr überlegt mit eurer Fantasie
und benutzt sie wie noch nie!

Denn grenzenlos ist die Fantasie,
Grenzen setze ich ihr nie.

Evelyn Langhans, 53 Jahre

Die Neujahrsnacht

Es war klirrend kalt in dieser schwarzen Winternacht. Sie waren durch den tiefen Schnee gestapft und hatten, ein bisschen abseits der Hütte, einen Platz gefunden, von dem sie auf die Bergkette gegenüber und ins Dorf hinuntersehen konnten. Von hier aus hatte Leni mit ihren Eltern das neue Jahr erwartet. Die Sterne waren ganz nah gewesen am klaren Himmel und ganz hell. Stumm und schön leuchteten sie aus ihrer Ferne. Leni erkannte sofort den kleinen Wagen. Gerade hatte sie ihrem Vater das Sternbild gezeigt, als es begann: Die Glocken läuteten im Tal, gleichzeitig erleuchteten die ersten Silvesterknaller den Himmel.

„Schönes neues Jahr“, rief Leni und umarmte erst ihren Vater, dann ihre Mutter. Sie dachte an die vielen Menschen überall auf der Welt, die das neue Jahr schon begrüßt hatten oder noch begrüßen würden. Sie dachte an alle, die sie kannte und die unzähligen, die sie nicht kannte. Sie alle empfingen das neue Jahr mit ihren eigenen Wünschen und Hoffnungen.

Konnten sie alle in Erfüllung gehen? Nach einer Stunde waren sie durchgefroren durch den knarrenden Schnee zurück zur Hütte gegangen, die Glut im Ofen würde die ganze Nacht über Wärme spenden. Leni's Eltern waren müde. „Gute Nacht“, sagte Leni, „ich schlafe jetzt auch.“

Sie liegt in ihrem Bett. Sie schaut durch das schräge Fenster im Dach in die Sterne. Die Tür zur Wohnstube ist angelehnt, Leni hört sie gleichmäßig im Schlaf atmen, das Schnarchen ihres Vaters. Durch das Seitenfenster leuchtet der Mond.

„Ich erwarte, dass wir in den Weihnachtsferien wieder in die Berge fahren“, hatte Leni ihren Eltern sehr deutlich gesagt, als sie Ende November immer noch kein Zimmer für ihre Winterreise gebucht hatten. Sie wollte, wie jeden Winter, direkt nach Weihnachten in die Berge

fahren. Sie hoffte auf Schnee. Ein Winter war kein Winter für sie, wenn sie auf Schnee verzichten musste. Und so waren sie vor zwei Tagen in ihrer Berghütte angekommen. Leni fühlte sich frei, als sie am ersten Tag weit über das beschneite Bergpanorama schauen konnte. Von hier oben sah alles so einfach aus, die ganze Welt so malerisch und friedlich. Leni hatte die in der Sonne glitzernden Eiskristalle ganz genau betrachtet, jedes einzelne einzigartig.

„Du bist im Schnee?“ Leni hört plötzlich eine Stimme neben ihrem Bett. „Wer ist da“, flüstert sie und richtet sich auf.

„Wie ist es im Schnee?“, sagt die Stimme. „Ich habe noch nie Schnee erlebt. Ist er immer so, wie du eben an ihn gedacht hast?“

„Schnee ist immer anders“, sagt sie schnell. Die Stimme ist direkt neben ihr. Doch hier ist niemand, außer sie selbst. „Wer bist du? Ich sehe dich nicht.“

„Hallo, ich bin Ilhan“, sagt die Stimme. „Genau, du kannst mich nicht sehen. Auch ich höre dich nur. Und ich spüre, was du denkst. So ungefähr. An Schnee hast du gedacht und an die Berge. Und daran, wie ihr eben das neue Jahr begrüßt habt. Alles Gute übrigens. Bei uns ist das neue Jahr schon zwei Stunden älter als bei dir. Bei uns im Dorf gibt es keine Silvesterknaller. Vielleicht in Hargeisa. Doch die Hauptstadt ist weit weg. Ich habe noch nie ein Feuerwerk gesehen. Aber Schnee, das war mein Stichwort. Auch Schnee habe ich noch nie gesehen.“

„Du musst leiser sprechen“, flüstert Leni, nicht sicher, was sie denken soll. „Meine Eltern schlafen nebenan.“

„Klar, weiß ich doch. Ich muss sehr leise sprechen. Bei uns ist es halb vier. Hier schlafen auch alle. Meine Eltern, meine Geschwister. Wir liegen nebeneinander am Boden in unserer Hütte. Es ist ziemlich gemütlich mit so vielen Leuten. Aber ich bin einfach nicht müde.“

„Wer bist du? Wieso sprichst du mit mir? Und warum kannst du spüren, was ich denke?“ Leni setzt sich noch aufrechter in ihr Bett. „Wie geht das überhaupt?“

„Du stellst Fragen. Weiß ich auch nicht“, sagt Ilhan. „Es geht einfach. Reicht dir das? Vielleicht, weil ich es spannend finde, bei jemandem reinzuschauen, der ganz woanders ist und ganz anders lebt als ich?“ Ilhan kommt endlich zum Punkt: „Wahrscheinlich, weil es die Neujahrsnacht ist. Meine Oma sagte immer, in der Neujahrsnacht ist alles möglich. Oma glaubte nur das, was sie wollte. Für sie spielte es keine Rolle, was die anderen sagten. Oma sagte immer, es geht nur in dieser einen Nacht. Es ist das erste Mal, dass ich es ausprobieren.“ Ilhan schweigt einen Moment. „Warum fragst du so viel? Ich bin da, jetzt und hier, genauso wie du. Wir sollten keine Zeit verlieren. Die Nacht ist kurz. Ich will dich kennen lernen.“

Leni hatte sich die Nacht ganz anders vorgestellt. Sie wollte einfach für sich sein und Pläne schmieden für das neue Jahr. „Ein ganzes Jahr liegt vor dir wie eine Ewigkeit, um darin glücklich zu sein.“ Das hatte ihre Mutter gesagt, als sie vorhin draußen gestanden hatten. Leni fand es irgendwie schön. Sie wollte überlegen, was das für sie bedeuten könnte. „Bei mir ist es halb zwei. Meine Eltern denken, ich schlafe. Doch ich bin überhaupt nicht müde. Jetzt erst recht nicht mehr.“

„Das kenne ich“, sagt Ilhan. „So sind Eltern. Warum schließen sie immer von sich auf andere?“

„Sei nicht so streng. Sie sind eben Eltern, sie verstehen viele Dinge einfach nicht“, sagt Leni und schaut in die Dunkelheit. Oft sind ihre Eltern wie fremde Wesen von einem anderen Stern. Ilhan scheint es genauso zu gehen.

„Jetzt erzähl‘ endlich. Wo lebst du eigentlich? Wie hast du mich gefunden?“

„Zufall, dass ich ausgerechnet bei dir gelandet bin. Oder vielleicht doch nicht? Ich? Ich lebe in Afrika. Ruqi heißt mein Dorf. Es liegt in Somaliland. Ich bin achttausendvierhundert Kilometer von dir entfernt“, betont Ilhan, nicht ohne Stolz, diese Strecke überwunden zu haben in dieser Nacht.

„Somaliland?“

„Ja, in Ostafrika. Mein Land ist ungefähr halb so groß wie Deutschland und doppelt so groß wie Österreich. Da bist du doch gerade, oder? Du

siehst, ich bin gut vorbereitet“, Leni staunt und Ilhan spricht weiter: „Bei uns leben nur knapp halb so viele Menschen wie in Österreich und fünfundzwanzig Mal weniger Menschen als in Deutschland.“

„Wirklich? Was du alles weißt.“

„Zugegeben, ich hatte es mir gewünscht, irgendwo in Europa zu landen. Es ist so anders bei euch. Ich will einfach mehr darüber wissen.“

„Und ich über dich“, sagt Leni.

„Ich werde elf Jahre alt. Im Mai“, sagt Ilhan.

„Ich werde auch elf. Im August“, sagt Leni. „Alle sprechen von guten Vorsätzen zum neuen Jahr. Kennst Du Dich damit aus?“

Ilhan überlegt kurz: „Es ist vielleicht wie mit Wünschen: Wenn man sich etwas wirklich wünscht, will man alles dafür tun, dass es in Erfüllung geht.“

„Was wünschst du dir für das neue Jahr?“

„Ich wünsche mir, dass es uns gut geht“, sagt Ilhan, „dass wir alle gut leben können auf unserer Erde. Dass wir alles haben, was wir zum Leben brauchen.“

Leni nickt, ohne dass Ilhan es sehen kann: „Ja, das wünsche ich mir auch.“

„Unsere Hütte in Ruqi ist umgeben von kargem Land. Steppe, Büsche, Gras. Bei uns ist es tagsüber immer heiß. Und sehr trocken. Nur in der Nacht kühlt es ab. Bei uns sind die Menschen traditionell Nomaden. Sie haben Tiere, Kamele, Esel, Ziegen, sie ziehen von Ort zu Ort, immer dahin, wo ihre Tiere etwas zu essen finden, und zu trinken. Auch meine Familie hat so gelebt. Doch dann änderte sich alles. Das Wetter begann, verrückt zu spielen. Meine Eltern sagen, immer häufiger verstreicht ein Jahr ohne die gewohnten Regenzeiten.

Früher fiel alle paar Jahre einmal eine der beiden Regenzeiten aus. Heute gibt es fast kein Jahr mehr mit zwei normalen Regenzeiten. Unsere Tiere finden nichts mehr zu fressen, und keine Wasserstelle zum Trinken. Trinkwasser ist kostbar. Für dieses Jahr wird wieder eine Dürre erwartet.“

„Meine Eltern sagen, auch hier hat sich das Klima geändert“, sagt Leni, „es war anders, als sie Kinder waren. Da gab es jeden Winter überall viel

Schnee. Am liebsten mag ich den Winter. Ich möchte den Schnee sehen und spüren, die Kristalle, das Kalte, die Stille, wenn er alles bedeckt.“

„Dein aktuelles Lieblingsthema, was?“

„Heute müssen wir im Winter in die Berge fahren, um Schnee zu sehen. So ist es jetzt. Nie ist es sicher, ob es überhaupt klappt, weil es zu warm ist und wir nicht wissen, ob wir hoch genug sein werden, um nicht bloß Regen zu haben, wie bei mir zu Hause oder unten im Tal.“

„Du hast Sorgen“, Ilhan schüttelt den Kopf, Leni kann es hören. „Nur um Schnee zu sehen, fährst du einfach so in ein anderes Land?“

„Ja klar. Wie sonst? Ich hab’ doch gesagt, es geht nicht anders.“

„Das ist lustig“, Ilhan versucht es sich vorzustellen. „Ich bin noch nie verreist. Weihnachtsferien kenne ich nicht. Und Schnee gibt es bei uns nur auf den Gipfeln der Berge des Hochlands. Dahin komme ich nicht einfach so.“

Leni dachte bis jetzt, sie sei arm dran, weil sie immer so weit reisen muss, um wenigstens für eine Woche im Jahr Schnee zu sehen. Doch plötzlich ist da Ilhan. Und Schnee zu sehen ist vielleicht doch nicht so wichtig, wenn es da, wo man lebt, einfach keinen gibt, denkt Leni.

„Wir mussten unser Leben ändern“, sagt Ilhan. Wir sind jetzt Bauern. Wir pflanzen Obst und Gemüse an. Wir waren Hirten und zogen umher mit unseren Tieren, doch das extreme Wetter, die Stürme, Dürren und Überflutungen kamen immer öfter und ließen uns keine andere Wahl, als sesshaft zu werden. Letztes Jahr haben wir Glück gehabt. Die Unwetter in Ostafrika, die dort alles überflutet haben, haben mein Land nur gestreift.“

„Im letzten Jahr haben wir ein Video gemacht, für die Weltklimakonferenz“, sagt Leni. Wir sind auf die Straße gegangen für das Klima, freitags, während der Schulzeit.“

„Der Schulstreik für das Klima? Ja klar, ich habe davon gehört. Doch bei uns ist es anders, wir gehen nicht zu Demos oder streiken. Wir müssen einfach jeden Tag damit zurechtkommen, mit dem ausbleibenden Regen, den plötzlichen Überschwemmungen.“

„Gehst du nicht zur Schule?“

„Hier, wo ich lebe, gibt es keine Schule.“ Ilhan spricht schnell weiter. „Es war schwer für uns, Bauern zu werden. Wir mussten von Grund auf lernen, wie man ein Feld bestellt. Doch wir lernten Schritt für Schritt und jetzt sind wir auf einem guten Weg. Meine Eltern, meine Geschwister und ich, zusammen schaffen wir es. Ich helfe, wo ich kann. Das ist es, was ich lerne. Doch im vorletzten Jahr überraschte uns ein mächtiger Wirbelsturm und machte alles zunichte. Einen Tag und eine ganze Nacht lang fiel eiskalter Regen. Es starben viele Menschen, und noch mehr Tiere, die meisten an Unterkühlung. Fremde kamen und verteilten Decken, ein Tanklastwagen brachte Trinkwasser in unser Dorf. Unsere Felder mit Zwiebeln, Wassermelonen und Orangen hatte die Flut einfach weggeschwemmt. Der Sturm zerstörte den Bewässerungskanal, den wir uns mit unseren Nachbarn teilten.“

Leni hat jetzt die drastischen Bilder anderer Wetterextreme im Kopf: den brennenden Busch in Australien, die Brände im Regenwald Brasiliens oder die Überschwemmungen in Bangladesch.

„Wir mussten wieder ganz von vorn anfangen. Wir lernten noch mehr dazu, zum Beispiel, wie man ein Feld düngt. Mittlerweile habe ich sogar eine eigene kleine Parzelle auf dem Acker. Ich habe Tomaten gepflanzt. Sie sind schon ordentlich gewachsen.“ Ilhan klingt zufrieden. „Bald werde ich ernten können.“

Leni stellt sich vor, wie Ilhan lächelt, als sie davon spricht.

„Wir haben jetzt auch einen kleinen Garten“, sagt Leni. „Bei uns bin ich auch Tomatenexpertin. Weil ich sie so gerne esse. Es gibt sie das ganze Jahr über bei uns im Supermarkt. Wir kaufen sie aber nur im Sommer, wenn sie wirklich hier wachsen und nicht weit transportiert werden müssen. Im nächsten Frühjahr baue ich auch welche an. Mein Vater hat es mir versprochen. Er will Blumen pflanzen für die Bienen und andere Insekten. Ich bleibe bei meinen Tomaten.“ Leni stellt sich vor, wie es ist, mit dem auszukommen, was Ilhan hat. „Bei uns gibt es alles, in Massen“, sagt sie. Es macht mir keinen Spaß, immer noch mehr zu kaufen. Es ist zu viel. Ich will weniger Müll produzieren, um die Erde zu schützen, vor

allem Plastik. Zur Schule fahre ich immer mit dem Bus, oder mit dem Rad. Bei uns gibt es so viele Autos. Meine Eltern fahren viel weniger mit dem Auto mittlerweile. Wir essen nicht mehr oft Fleisch, ich kenne schon einige gute Gemüserezepte, die ich selber kochen kann. Wir versuchen immer alles aufzuessen und nichts wegzuerwerfen. Wozu etwas verschwenden, wenn man es essen kann? Ich brauche nicht viele Klammotten, ich kaufe wenig. Ich ziehe sowieso immer dasselbe an.“
„Ich auch“, sagt Ilhan.

„In der Schule sprechen wir manchmal von Menschen, die in anderen Ländern leben und oft nicht genug haben, kein Wasser, kein Essen. Wie lebt man ohne Wasser aus dem Wasserhahn?“ Leni kann es sich kaum vorstellen. „Vor ein paar Monaten sind wir umgezogen. Wochenlang ging in der Küche gar nichts. Kein Wasser, kein Herd, keine Spülmaschine. Nur der Kühlschrank funktionierte. Wir mussten Wasser aus dem Badezimmer holen. Wir mussten dort auch spülen, total umständlich. Wie schwer wäre es, unser Trinkwasser kilometerweit vom nächsten Brunnen holen zu müssen.“

„Genauso ist es bei uns. Das Wasser holen wir vom Brunnen. Das machen die Frauen. Und die Kinder. Auch ich muss helfen. Wir tragen es in großen Kanistern auf dem Kopf. Weißt du, wie schwer Wasser ist? Doch stell dir vor, seit ein paar Monaten haben wir einen Brunnen im Dorf. Er wird von einer Solaranlage betrieben. Nicht nur, dass wir nun nicht mehr weit laufen müssen, es ist auch ganz leicht, das Wasser zu pumpen. Ich muss nur auf einen Knopf drücken und das Wasser kommt nach oben und fließt direkt in meinen Kanister.“ Ilhan ist froh über vieles, was sich in Ruqi verändert. „Die Leute hier im Dorf haben entschieden, dass wir den Brunnen brauchen. Es war nicht selbstverständlich, dass wir gutes Wasser zum Trinken haben. Doch das ist das wichtigste. Das haben alle gesagt. Der nächste Brunnen war fünf Kilometer entfernt. Dann kam das Bauprojekt ins Dorf. Es war schwere Arbeit. Den Brunnen gruben und bohrten die Familien mit eigener Kraft, es hat ein halbes Jahr gedauert, alle mussten anpacken. Das Werkzeug konnten

wir uns leihen. Immer wieder musste der Dorfvorsteher die Ältesten des Dorfes versammeln, damit die Familien nicht aufgaben. Wir hielten durch. Nun haben wir gutes Wasser. Immerzu. Wir brauchen nur noch zehn Minuten zum Brunnen, fünf Minuten hin, fünf Minuten zurück. Endlich haben wir Wasser im Dorf. Jetzt kann ich mein Gemüsebeet einfach bewässern. Und das Wasser schmeckt so gut.“

„Ich trinke auch am liebsten Wasser. Auch das, was bei uns aus der Leitung kommt. Ich brauche kein Mineralwasser aus Flaschen.“

„Gibts bei uns gar nicht“, sagt Ilhan. „Seitdem wir sauberes Wasser haben und uns immer die Hände waschen, sind wir viel weniger krank. Ich lebe gerne hier in Ruqi. Meine Eltern sprechen oft über die Zeit, als sie noch als Nomaden umherzogen. Doch ich glaube, langsam haben sie sich daran gewöhnt, nur an einem Ort zu wohnen. Jetzt haben wir Nachbarn. Neben uns wohnt Nesanet mit ihrer Familie, und gleich daneben Aniela. Das sind meine Freundinnen.“

„Die meisten Freunde habe ich in meiner Klasse“, sagt Leni.

„Du immer mit deiner Schule. Dreht sich wirklich alles nur um sie? Ich bin noch nie zur Schule gegangen. Auch meine Geschwister nicht. Alles, was wir wissen, haben wir von unseren Eltern gelernt. Glaub' bloß nicht, dass das wenig ist. Ich weiß eine ganze Menge. Soll ich es dir sagen? Ich weiß, wie man Kamele hütet und Esel. Ich kann Ziegen melken, auch wenn ich das schon lange nicht mehr gemacht habe. Ich weiß, wie man ein Feld bestellt, wie man es umgräbt, wie man die kleinen Setzlinge zieht, die ich anschließend in die Erde pflanze. Ich weiß, wie die Pflanzen gegossen werden müssen, gehegt und gepflegt bis zur Ernte. Ich kann den Himmel lesen, sagt mein Vater. Er hat es mir beigebracht. Ich sehe, wenn Wolken aufziehen. Ich kann vorhersagen, wie sie sich entwickeln werden, und ob aus ihnen ein Sturm wird oder Regen. Das ist wichtig dort, wo ich lebe. In der Nacht kann ich die Sterne benennen.“

„Bei uns sieht man die Sterne nicht so gut, weil in der Stadt so viele Lichter brennen. Die ganze Nacht. Bei klarem Himmel suche ich auch Sternbilder. Doch du kannst es bestimmt viel besser als ich.“

„Bei uns wird es früh dunkel. Fast von einer Minute auf die nächste.“

„Als ob jemand eine Jalousie hinunterlässt?“, fragt Leni.

„Jalousie? Wenn du es sagst.“ Ilhan zögert: „Okay, du hast recht. Bei uns gibt es auch eine Schule. Noch nicht lange, aber jetzt doch. Es gibt nicht so viele Plätze, wir haben nur wenige Lehrer. Die Kinder gehen nicht in die Schule, wenn sie so alt sind wie ich. Unsere Eltern brauchen uns für die Arbeit. Jeder muss etwas dazu beitragen, dass wir über die Runden kommen. Für Mädchen ist es sowieso eher ungewöhnlich, zur Schule zu gehen. Von meinen Freundinnen geht niemand. Aber vielleicht wird es was in diesem Jahr. Vielleicht erst im nächsten. Wenn ich nicht mehr so viel helfen muss.“

„Ich finde es gut, in die Schule zu gehen. Ich treffe meine Freundinnen und kann etwas lernen.“

„Na klar, ich will auch lernen. Stell dir vor, Leni, als die Schule in unserem Dorf öffnete, waren es meine Mutter und die Mütter meiner Freundinnen, die als erste hingingen. Sie lernten Lesen und Schreiben und Rechnen. Seitdem schafft es niemand mehr, sie auf dem Markt übers Ohr zu hauen. Sie lernten, wie sie gesund für uns kochen. Und sie lernten viel über Hygiene. Dieses komische Wort. Es gibt einen Gesundheitsclub an der Schule. Um ehrlich zu sein: Ich weiß schon alles, was man dort lernt. Meine Mutter hat mir alles erklärt. Wie man aus einem Kanister, Holz und Schnur eine Anlage für fließendes Wasser baut, ein Tippy Tap, wie man sich richtig die Hände wäscht. Auch meine Freundinnen wissen Bescheid. Am Nachmittag sind wir irgendwann zum Gesundheitsclub gegangen. Einfach so. Die Lehrerin hat uns nicht weggeschickt.“

„Im nächsten Halbjahr melde ich mich bei der Umwelt-AG in meiner Schule an“, sagt Leni.

„Mein Mathelehrer leitet sie. Den finde ich gut. Er spielt auch Gitarre und singt. Als erstes wollen wir den Schulhof aufräumen. Es liegt so viel Abfall herum, besonders in den Büschen überall rund um das Schulgebäude.“ Leni überlegt: „Ich will so leben, dass ich möglichst niemandem schade. Nirgendwo auf der Welt. Es kommt auch darauf an, wie wir hier leben“, Leni denkt oft daran. „Du selbst hast es erlebt, was es bedeu-

tet, dass sich das Klima verändert.“ Das mit dem Schnee, extra in ein anderes Land, um ihn zu sehen. Vielleicht braucht sie es doch nicht jedes Jahr?

Leni: „Ich lebe mein Leben.“

Ilhan: „Ich genieße jeden Tag.“

Leni und Ilhan: „Die Sterne, den Mond, den Wind, den Regen.“

Ilhan und Leni: „Wir gehören hier hin. Auf unsere Erde. Jeder an seinen Ort. Da wollen wir bleiben und einfach leben.“

Ilhan: „Das wünsche ich mir fürs neue Jahr.“

Leni: „Das wünsche ich mir auch.“

Leni hört Ilhan gähnen.

„Mir fallen die Augen zu“, sagt Leni.

„Ich glaube, ich muss jetzt schlafen“, sagt Ilhan, und Leni will im selben Moment dasselbe sagen. Es ist fast Morgen. Nicht mehr lange, bis die Dämmerung kommt. Zuerst bei Ilhan in Somaliland, dann bei Leni in Österreich.

„Können wir uns in der nächsten Neujahrsnacht wieder treffen?“, fragt Leni.

„Auf jeden Fall, Leni, das müssen wir“, sagt Ilhan. „Ich bin so gespannt, was das Jahr bringen wird.“

„Meinst du, wir könnten uns dann vielleicht sogar sehen?“, fragt Leni.

Sie legen sich nieder und schlafen sofort ein. Ein ganzes Jahr. Leni wird sehr aufmerksam sein. Schließlich muss sie sich alles merken, um es Ilhan in der nächsten Neujahrsnacht erzählen zu können. Und so auch Ilhan.

Carmen Martinez von Bülow, 48 Jahre

Kennst du die kleine Wolke?

Kennst Du die kleine Wolke? Sie fliegt um die Welt. Zusammen mit den anderen Wolken ist sie tagein, tagaus unterwegs. Die Wolken bleiben niemals stehen. Sie kennen keine Grenze, sie machen keine Pause, sie kennen keine Zeit.

Doch die kleine Wolke weiß genau, wen sie bei jeder ihrer Runden um die Welt besuchen will. Alle paar Tage kommt sie bei Dir vorbei und schaut in Dein Fenster hinein. Sie möchte nämlich nachsehen, wie es Dir geht.

An Tagen, an denen Du traurig bist, nimmt sie Deine grauen Gedanken einfach mit. Sie mischt dieses Grau mit ihrem Weiß und schon bist Du gleich ein bisschen weniger traurig.

An Tagen, an denen Du wütend bist, erkennt die kleine Wolke die roten Gedanken sofort. Auch diese schnappt sie sich geschickt und vermischt das Rot mit dem Weiß. Du erkennst das an dem rosa gefärbten Himmel. Gewiss bemerkst Du bald, dass Dein Ärger nachgelassen hat.

Manchmal kann es auch sein, dass Du Sorgen hast. Das wittert die kleine Wolke schon von der Ferne und holt die vielen Fragezeichen und Ausrufezeichen in schwarzer Farbe zu sich. Die kleine Wolke tunkt diese Satzzeichen in den Glitzer ihrer Substanz hinein und es dauert gar nicht lange, bis Du spüren kannst, dass alle Deine Sorgen verflogen sind.

Und schließlich gibt es auch Tage, an denen Du ängstlich bist. Vielleicht traust Du Dich nicht, in die Schule zu gehen, oder Du fürchtest

Dich vor der Nacht. Auch dann kannst Du Dich auf die kleine Wolke verlassen. Sie fängt das angstvolle Dunkelblau mit ihrem Wolkennebel wie mit einem Lasso ein. Und schon verschwimmt das Dunkelblau und verwandelt sich zu dem fröhlichen Himmelblau, welches Du von den schönen Sommertagen kennst, an denen Du draußen auf der Wiese ein Picknick machen kannst. In Dir breitet sich daraufhin langsam die Erinnerung an die wärmende Sonne des Sommers aus. Deine Angst ist verschwunden.

Die kleine Wolke ist stolz darauf, Dich zu kennen. Immer, wenn Sie nach einer Runde um die Welt wieder bei Dir angekommen ist, macht sie einen kleinen Hüpfer vor Freude. Und dann schaut sie wieder ganz genau hin, wie es Dir heute geht.

Sie kann nicht lange bei Dir verweilen, aber sie kommt alle paar Tage wieder vorbei. Und wenn Du dann zu ihr hochschaust in den Himmel, so gib ihr doch einfach alles mit, was Dir eine Last ist und was Du loswerden möchtest. Die kleine Wolke wird es mit ihrem Weiß vermischen und forttragen.

Ebenso machen es übrigens die großen Wolken mit den erwachsenen Leuten. Und wenn Du genau darauf achtest, dann wirst Du am Himmel manchmal die verschiedenen Farbmischungen erkennen, die sich aus den fortgetragenen Gefühlen der Menschen ergeben. **Nun kennst Du die kleine Wolke.**

Annemarie und Steffi Oyelade-Klitzpera, 17 und 51 Jahre

Yoyos Abenteuer

Der Wind bläst mir eiskalt ins Gesicht. Vor mir liegt die endlose, weiße Ebene. Ich laufe dem Rudel voran, gebe die Richtung vor. Ich kenne den Weg. Hinter uns steht der Musher auf den Schlittenkufen, von Zeit zu Zeit erschallen seine Rufe, aber ich brauche sie nicht, ich weiß, wo ich lang muss. Am Horizont versinkt langsam die Sonne und färbt den Himmel orange.

Bald werden wir das Nachtlager aufschlagen. Aber noch laufen wir und das Gefühl der Freiheit ist übermächtig. Nichts kann uns aufhalten.

„Yoyo, Fresschen“, ruft jemand. Ich klappe ein Auge auf, nehme die kuschelige Wärme der Sofadecke um mich herum wahr. Mary Ann kommt mit meinem Schüsselchen und stellt es vor dem Sofa ab. Ich habe keinen Appetit. Ich will mit den Huskies in der kalten Nacht am Lagerfeuer liegen und das rohe Fleisch kauen, das uns der Musher hinwirft. „Yoyo ist in letzter Zeit so komisch“, meint Mary Ann. „Er frisst nicht, liegt nur auf dem Sofa rum und geht gar nicht nach draußen.“ Was will ich draußen in dem langweiligen Garten? Sie spielen mal kurz Ball mit mir und das war's. Ist das eine Aufgabe für einen abenteuerlustigen Hund? Okay, es ist angenehm auf dem Sofa zu liegen und von Mary Ann gekrault zu werden. Aber das mache ich schon mein ganzes Leben. Ich bin immerhin schon 6 Hundejahre alt. Zeit für Veränderung! Als am Abend alle im Bett liegen springe ich vom Sofa auf den Stuhl, vom Stuhl auf die Anrichte... jetzt kann ich mit der Pfote die Klinke erreichen. Ich bin nämlich zugegebenermaßen etwas klein. Also gut, dann sage ich es laut, ich bin kein Husky und auch kein Malamute. Ich bin nicht so ganz der typische Schlittenhund, ich bin ein Chihuahua! Na und? Ich habe einen hervorragenden Orientierungssinn und eine perfekte Spürnase wie gemacht zum Finden des Weges beim größten

Schlittenhunderennen Alaskas, dem Iditarod, von Willow, wo wir wohnen, nach Nome.

Und genau da werde ich jetzt mitmachen. Ich sehe ja schließlich auch aus wie ein Husky mit meinem schwarz-weißen Fell. Es wird überhaupt nicht auffallen ... Leise drücke ich die Klinke nach unten, die Tür springt auf und ich laufe in die Nacht. Zum Camp der Musher und der Schlittenhunde aus allen Nationen, die sich am Rande der Stadt jedes Jahr versammeln.

Schon von weitem kann ich sie riechen, die anderen Hunde, die Lagerfeuer, ich laufe zwischen den Zelten entlang und schaue nach, wo die Crew noch unvollständig ist, weil nicht alle genügend Hunde haben. Und ich will nicht nur irgendein Schlittenhund sein, ich will der Leithund sein. Ich weiß, dass ich das kann!

Und da sehe ich sie, die Crew mit nur 4 Hunden, das Geschirr der Leitposition ist noch frei. Suchend blickt sich der Musher um, da trete ich in den Lichtkreis des Feuers und setze mich auf die Leitposition.

Auf einmal ist es totenstill um mich herum. Die Hunde, die Musher, alle starren mich verblüfft an. Dann sagt der Mann. „Was machst du denn hier Kleiner, hast du dich verlaufen?“ Ich lasse ein huskymäßiges Heulen hören, dass den anderen Hunden sofort zeigt, dass ich die Leitposition beanspruche. „Na sowas“, sagt der Musher und bricht dann in schallendes Gelächter aus, „mir scheint, der Winzling will hier mitmachen.“

Die vier Hunde lassen ein leises, bedrohliches Knurren hören. „Du willst uns wohl veralbern, du Dreikäsehoch“ zischt ein zotteliger braun-weißer Malamute. „Lauf schnell nach Hause und hol dein Mäntelchen, damit du dir dein Popöchen nicht verkühlst.“ Jetzt lachen die Hunde noch lauter über diesen dummen Witz. Okay, manche Chihuahuas tragen Mäntelchen. Aber nicht freiwillig.

„Ich bin super im Spurenlesen und sehr ausdauernd“, sage ich bestimmt und versuche das Zittern in meiner Stimme zu verbergen. Warum

wird man nie ernst genommen, wenn man klein ist. Ich spüre, wie mir die Tränen in die Augen steigen. „Ich kann das!“ „Tut mir leid Kleiner“, sagt eine eisgraue Huskyhündin. „Wir wollen das Rennen gewinnen. Mit dir machen wir uns nur lächerlich. Du passt ja nicht mal in das Geschirr.“ „Das kann der Musher doch einstellen“... wage ich noch einzuwenden, da gibt mir der große weiße Sibirian Husky einen kräftigen Schubs mit der Pfote, so dass ich drei Meter weiter kullere. Prustend tauche ich aus dem Schnee auf. „Verschwinde jetzt“, sagt er ärgerlich. „Du hältst uns nur auf!“ „Aber ...“ da macht er einen Satz und schnappt nach mir. Ich mache einen Sprung zurück und jetzt kann ich die Tränen nicht mehr zurückhalten. Wie peinlich! Schnell drehe ich mich um und laufe in Richtung Wald davon, wo mich keiner sehen kann.

Warum nur, warum bin ich ein Chihuahua und kein Husky. Keiner nimmt mich ernst und will mich mitmachen lassen. Ich setze mich unter eine große Tanne und weine nun aus vollem Herzen. Ich kann gar nicht mehr aufhören zu schluchzen. „Hey, was ist denn mit dir, Kleiner, hast du dich verlaufen“, fragt eine dunkle Stimme. Nicht schon wieder! „Lass mich in Ruhe! Ich bin nicht klein!“, belle ich wütend. „Na, na, wer wird denn gleich aus der Haut fahren“, ertönt die Stimme wieder über meinem Kopf. Ich blicke nach oben und sehe eine Eule, die mich mit ihren großen gelben Augen freundlich anblickt. „Was ist denn passiert, dass du so traurig bist?“ „Ich, ich“, schluchze ich, „ich will beim Schlittenhunderennen mitmachen, aber sie lassen mich nicht und haben mich ausgelacht, weil ich so klein bin. Dabei habe ich einen prima Orientierungssinn, ich könnte sie im Dunklen nach Nome führen!“ „Soso, im Dunkeln?“ Die Eule klingt nachdenklich. „Ich habe da einen Freund, der jemanden kennt, die dir vielleicht helfen kann.“ Die Eule flattert vom Baum und landet neben mir. Junge, Junge, die ist ganz schön groß! „Ich bin übrigens Martha“, sagt sie, „und wie heißt du?“ „Yoyo.“ „Spring auf meinen Rücken Yoyo, wir müssen ein Stück fliegen.“ Ich springe auf und klammere mich an den Federn fest, als sich Martha in die Lüfte erhebt.

Fliegen ist herrlich! Der Wind weht mir um die Nase und ich kann von oben alles sehen, das Camp der Musher, die Baumwipfel des Waldes, in der Ferne den großen Fluss. Der Vollmond in der kalten Nacht ist ganz nah und riesig. Leider landen wir schon wieder auf einer Lichtung. „Peter, bist du zu Hause?“ ruft Martha. Etwas Schwarz-Weißes kommt aus dem Gebüsch gehuscht. Größer als ich, mit einem buschigen Schwanz. „Wie geht’s Martha? Wen hast du denn da mitgebracht? Hallo Kleiner.“ Ich knurre gefährlich. „Mit seiner Größe ist er etwas empfindlich“, meint Martha schnell, „er hat nämlich einen tollen Orientierungssinn und will beim Iditarod mitmachen.“ Peter schaut mich lange nachdenklich an. „Also, ins Geschirr lassen sie dich nicht, das ist mal klar“, sagt er dann. Ich seufze. Wie hätten mir die Waldtiere auch helfen können. „Aber du hast doch damals Aysha bei dir aufgenommen? Wohnt sie noch hier?“ „Ja, aber ich glaube kaum, dass sie mit denen noch etwas zu tun haben will.“ „Aber wir könnten sie doch fragen.“ „Na, ich versuche es mal“, meint Peter und verschwindet im Gebüsch. Nach einer Zeit hören wir es rascheln und flüstern. Dann ein heiseres Lachen. Noch mehr Flüstern. Langsam wird mir etwas unheimlich. Dann teilt sich das Gebüsch und die größte dunkelgraue Wolfshündin erscheint, die ich je gesehen habe. Aber mit ihrem Gesicht stimmt etwas nicht. Sie hat schräg über Stirn und Schnauze laufend eine große Narbe und ihr fehlt ein Auge. Sie kommt auf mich zu, schnüffelt an mir und geht langsam um mich herum. „Also, das kannst du vergessen“, meint sie dann mit heiserer Stimme. „Die lassen dich nie mitmachen, bei ihrem Verein. Glaub mir ich kenne mich da aus.“ Ich lasse den Kopf hängen. Dann steigt Wut in mir auf. „Woher willst du denn das wissen, wenn du hier im Wald wohnst“, belle ich empört. „Was meinst du wohl, warum ich hier wohne“, knurrt sie. „Rausgeschmissen haben sie mich damals. Ich war die schnellste und stärkste Leithündin, die das Iditarod je gesehen hat. Leider bin ich nicht so toll in der Orientierung. Wir gerieten in einen Schneesturm und wurden von einem Wolfsrudel angegriffen. Wir kämpften tapfer und ich verlor sogar ein Auge. Zum Glück konnten wir die ganze Crew retten, aber

danach wollte keiner mehr was mit mir zu tun haben. Mieser Orientierungssinn und nur ein Auge ... Alle haben mir den Rücken zugewandt. Da war ich aus der Gemeinschaft ausgestoßen. Lange irrte ich im Wald umher. Wenn Peter mich nicht gefunden und mir gezeigt hätte, wie man jagt, wäre ich verhungert. Ich war ja daran gewöhnt, dass mich jemand füttert...“ „Das tut mir leid“, sage ich kleinlaut. Ich weiß, wie sich das anfühlt, wenn die einen nicht dabei haben wollen. „Ich glaube du hast nur eine Chance“, meint Aysha. Du musst dich heimlich auf dem Schlitten des Mushers zwischen der Ladung verstecken, du bist ja klein, da geht das. Immer wenn die Crews Pause machen, fällt mal ein Hund aus, dann kannst du vielleicht einspringen.“ Naja, so hatte ich mir das zwar nicht vorgestellt, aber immerhin wäre ich schonmal dabei und wer weiß... vielleicht ergibt sich ja meine Chance? „Komm, ich bringe dich hin, ich möchte den Geruch der Lagerfeuer und der anderen Hunde riechen. Aber nur bis zum Waldrand, ich will nicht gesehen werden.“

Sie legt sich flach auf den Boden und ich begreife, dass ich auf ihren Rücken springen soll. An ihrem Fell kann ich mich nicht so gut festhalten wie an Marthas Federn, aber es geht. Wie der Wind jagt Aysha durch die Bäume, lautlos, in großen Sätzen. Es stimmt wohl, so schnell werde ich nie sein. Plötzlich bremst sie scharf ab und ich fliege mit Schwung von ihrem Rücken und knalle voller Wucht gegen einen Baum. „Aua, verdammt! Musst du so scharf bremsen!“ jaule ich und reibe mir mit der Pfote den Kopf. „Ich habe den blöden Baum zu spät gesehen, tut mir leid“, stöhnt Aysha. „Du siehst, wo mein Problem liegt?“ Auf dem Rest des Weges laufen wir etwas langsamer und vorsichtiger. Dann kommen wir am Waldrand an. „Viel Glück, Kleiner!“ sagt Aysha. „Ich werde hier warten, bis ich von dir höre. Vielleicht schaffst du es ja. Viel Glück!“

Ich danke ihr und husche durch den Schnee. Alles schläft vor dem großen Rennen, die Musher in ihren Zelten, die Hunde um die Lagerfeuer. Die Schlitten mit dem Gepäck sind unbeaufsichtigt. Vorsichtig

schiebe ich mich zwischen zwei Kisten unter einer Plane. Nach dem aufregenden Tag schlafe ich schnell ein und wache auf zu Pfiffen und den „Hejo, hey!“-Rufen des Mushers. Der Schlitten wankt und die Kufen zischen im Schnee. Es ist schon losgegangen! Vorsichtig luge ich unter der Plane hervor und sehe ausgerechnet das Team, das mich so fies ausgelacht hat. Der weiße Sibirian Husky hat die Leithundposition übernommen und sie haben sich noch einen starken Malamute dazugenommen. Pah! Der Wind faucht, das Schneetreiben wird immer stärker und man sieht kaum noch die Pfote vor Augen.

Irgendetwas kommt mir komisch vor. Das ist nicht der richtige Weg, das spüre ich genau! Ich muss sie warnen. Der Schlitten jagt weiter, der Leithund gibt ein unheimlich schnelles Tempo vor, wir müssen ganz vorn sein. Ich spüre, dass die anderen Schlitten auf unsere Route einbiegen und uns folgen. Das wird in einer Katastrophe enden!

Gerade will ich laut bellen, um die Crew zu warnen, da ist der Leithund plötzlich verschwunden, dann die nächsten zwei im Geschirr. Ich spüre, wie der Schlitten vorwärts kippt! Das muss eine Schlucht sein, wir fallen. Ich tauche unter der Plane hervor, springe mit einem großen Satz nach hinten und lande auf festem Boden. Als ich mich umdrehe, ist von dem Schlitten und der Crew nichts mehr zu sehen. Nur aus der Tiefe höre ich ein Bellen und Heulen, die Hunde müssen sich verletzt haben. Und was ist mit dem Musher? Da erkenne ich durch das Schneegestöber den nächsten Schlitten. Ich springe mitten in den Weg und belle so laut ich kann. „Hooo!“ ruft der Musher und bremst scharf. Dann sieht er mich und dahinter die Schlucht. Sofort reißt er die Leuchtpistole heraus und schießt die Leuchtrakete in die Luft, das Signal für Gefahr und Abbruch des Rennens.

Aber ich bin schon auf dem Rückweg, ich renne so schnell ich kann auf dem holperigen Feld, dann bin ich wieder auf der Piste und es geht etwas besser. Eine volle Stunde brauche ich nach Willow. Mitten auf dem Marktplatz stehe ich und belle aus vollem Halse. „Was ist

denn mit dem Winzling los?“, fragen die Leute. Keiner nimmt mich ernst! Da kommt der Feuerwehrmann dazu. „Der Kleine kommt aus der Richtung des Rennens, ob da was passiert ist?“ Na, endlich jemand mit Verstand! Ich tanze um ihn herum und belle noch lauter. „Los, auf die Motorschlitten!“, ruft der Feuerwehrmann. „Folgt dem Kleinen!“ Eine ganze Stunde durch das Schneetreiben zurück! Ich bin jetzt schon am Ende meiner Kräfte. Aber ich muss den anderen doch helfen. Da springt ein großer grauer Schatten neben mich. Ich erkenne Aysha. „Los, Kleiner, ich trage dich und du gibst die Richtung vor!“ Wir setzen uns an die Spitze der Motorschlitten und Aysha jagt los. Und nun führe ich alle an! Alle Motorschlitten folgen, ich sitze auf Ayshas Rücken und zeige ihr den Weg. Sie läuft wie der Wind. Das Schneetreiben lässt nach, aber ohne mich würde sie den Weg in der hereinbrechenden Nacht nie finden. Über uns ertönt der Ruf eines Raubvogels und als ich nach oben blicke, sehe ich Martha, die über uns ihre Kreise zieht. Siehst du Kleiner, du wirst gebraucht! scheint sie zu sagen.

Nach einer halben Stunde nähern wir uns der Schlucht und wir hören die Rufe des Musers und das Heulen der Hunde. Ich springe von Ayshas Rücken und laufe zur Schlucht. „Keine Angst, Hilfe ist gleich da!“, rufe ich und schon nähern sich die anderen mit Lampen und Seilen. „Hey, war das nicht der Winzling“, meint der Malamute erstaunt. „Halt bloß dein großes Maul“, antwortet der weiße Husky, „ohne den Kleinen würden wir heute Nacht hier erfrieren.“ Aysha lächelt mir zu. „Du bist der Größte“, meint sie. Und ich freue mich so, obwohl ich gar nicht mehr daran gedacht hatte, meine Größe zu beweisen. Ich wollte nur helfen. Vorsichtig ziehen sie den Muser aus der Schlucht, er hat sich das Bein gebrochen und die Hunde sind hoffnungslos im Geschirr verheddert. Der weiße Husky blutet aus mehreren Wunden. Aber sonst sind alle einigermaßen heil, wenn auch etwas zerkratzt. Alle loben mich und danken mir.

Natürlich muss das Rennen am nächsten Tag wiederholt werden und natürlich darf ich mitmachen, im Team mit Aysha, sie läuft und ich gebe die Richtung an und dreimal dürft ihr raten, wer das Rennen gewonnen hat? An der Ziellinie bekomme ich gleich zwei Medaillen, für das gewonnene Rennen und die Rettungshundemedaille. Unter den Zuschauern entsteht Unruhe und ein Mädchen drängelt sich nach vorn. „Yoyo, du Ausreißer, wir haben dich überall gesucht!“, ruft sie glücklich.

Ich springe vom Podest in ihre Arme und schlecke ihr das Gesicht ab. Und sie hat mein rotes Mäntelchen mitgebracht. Na gut, dann ziehe ich es eben an, ich bin wirklich ziemlich durchgefroren! Nach diesem Abenteuer freue ich mich schon darauf, erstmal auf meinem gemütlichen Sofaplätzchen auszuruhen. Aber Morgen werde ich mich bei der Rettungshundestaffel bewerben!

Chloé Lilou Pauly, 10 Jahre

Das rätselhafte Amulett

Beschreibung der Hauptcharaktere:

Merli

Mädchen, mutig, tierlieb, wilde braune Locken, grüne Augen

Gabe: sie kann mit Tieren sprechen

Zu Hause: wohnt in einem Haus am Waldrand

Horizont

Phönix, blau schillerndes Gefieder, smaragdgrüne Augen,
sehr hilfsbereit

Zu Hause: wohnt in Singar, in einer schönen Baumhöhle

Rudolf

Ameise, lustig, ist schon einmal um die ganze Welt gereist

Zu Hause: wohnt in einem Ameisenhaufen auf einer Lichtung im Wald

Wütend und traurig zugleich knallte Merli ihre Zimmertür zu. Sie hatte sich mit ihren Eltern gestritten. Tränen traten ihr in die Augen und ihr Bauch verkrampfte sich. Ihre Gedanken drehten sich in ihrem Kopf: hatten ihre Eltern sie nicht mehr lieb oder hatte sie irgendetwas falsch gemacht? Merli wischte sich mit ihrer Ärmelspitze die Tränen aus dem Gesicht. Traurig zog sie die Gardinen zu, sodass man nicht mehr in den Garten blicken konnte. Verzweifelt warf sie sich in ihr Bett. Ihr Körper fühlte sich immer schwerer an und schon fielen ihr die Augen zu. Als sich der erste Sonnenstrahl am nächsten Morgen durch die bunten Gardinen gebahnt hatte, erklang ein leises Klopfen. Pock, pock....pock! Schlagartig war Merli wach.

Gähmend setzte sie sich auf und lauschte. Das Geräusch kam von ihrem Fenster. Vorsichtig zog sie die Gardinen beiseite und erschrak. Ein Vogel mit blau schimmerndem Gefieder saß vor ihrem Fenster. Seine Augen glänzten smaragdgrün. Merli trat angespannt von einem Bein auf das andere. Mutig öffnete sie das Fenster.

Der prächtige Vogel kam hereingeflattert und ließ sich auf ihrer Bettkante nieder. Im Schnabel hielt er eine kleine Schatulle, welche mit kleinen Glitzersteinen verziert war. Merli zitterte vor Aufregung und kniete sich vorsichtig neben den Vogel.

Nein, sie hatte ganz und gar nicht vergessen, dass sie eine ganz besondere Gabe besaß. Sie konnte mit Tieren sprechen, egal, ob mit ganz gewöhnlichen Tieren oder Fabelwesen.

Schließlich nahm sie sich ein Herz und fragte leise: „Wer bist du?“ Behutsam legte der blau schimmernde Vogel die Schatulle auf ihre Knie nieder und sprach: „Ich heiße Horizont und bin ein Kristallphönix. Ich komme von dem Ort Singar. Es ist ein Ort, wo wir Fabelwesen über die Gefühle der Menschen wachen. Deshalb bin ich hier.“

Wir beobachten die Menschen durch einen Zauberspiegel. Erblicken wir eine traurige, hoffnungsverlorene oder verlassene Person, so helfen wir ihnen, indem einer von uns sich auf den Weg zu den Menschen macht. Versuche die Schatulle zu öffnen.“

Erstaunt nahm Merli diese in die Hand und betrachtete sie interessiert. In ihrem Schloss steckte ein goldener Schlüssel. Mit zittrigen Fingern drehte Merli den Schlüssel um und das geheimnisvolle Kästchen ging auf. In ihr befand sich ein wunderschönes und mit Rosen bemaltes Amulett. Es sah so aus, als bestände es aus zwei Hälften. „Ist das etwa für mich?“, fragte Merli verwundert. Horizont nickte und deutete auf die Rückseite des Amuletts.

Feinsäuberlich eingeritzt standen dort die Worte: An was glaubst du nicht mehr und wie ist es für Lebewesen? Nachdenklich legte sich Merli das Amulett um den Hals. Plötzlich flog Horizont durch das Fenster hinaus und schrie: „Folge mir!“ Merli sprang aus dem Fenster und landete im Garten. Die Sonne schien und es war angenehm

warm. Das Mädchen blieb stehen und überlegte. Sollte sie wirklich weglaufen?

Doch als sie an den Streit dachte, lief sie Horizont hinterher. Der Phönix führte sie in einen schönen Wald, wo die Bäume dicht beisammenstanden und ihnen somit Schatten spendeten. Hier und da wuchsen Sträucher mit Beeren und der Boden war mit einer dünnen Mooschicht bedeckt. Ab und zu stolperte Merli über knorrige Wurzeln oder Steine, die überall am Boden waren.

Nach einer Weile erreichten die zwei eine große Lichtung, auf der bunte Blumen wuchsen und Schmetterlinge durch die Luft tanzten. „Das ist wirklich schön hier!“, flüsterte Merli. Verträumt lief sie über die Lichtung und beobachtete die Schmetterlinge. Merli verfolgte einen Schmetterling, der sich auf einem Ameisenhaufen niederließ. Da ertönte auf einmal die sanfte Stimme des Phönix: „Wir müssen die Ameisen fragen, ich weiß nicht mehr weiter.“

Elegant landete Horizont neben dem Ameisenhügel und schabte mit seinen Krallen darin herum, sodass einige Ameisen herauswuselten und protestierten: „Lasst uns in Frieden, das ist unser Haufen!“

Eine größere Ameise namens Rudolf trat hervor: „Horizont, schön, dich wieder einmal zu sehen. Was führt dich zu mir?“, fragte die Ameise. Horizont erklärte Rudolf, dass er vergessen habe, wo sich die Höhle der Vergangenheit und Gegenwart befand. Merli verstand von alledem gar nichts mehr. Rudolf deutete mit seiner winzigen Hand auf ein Bächlein und sprach: „Folge dem Bach, er führt dich hin.“ Die Freunde verabschiedeten sich und Merli machte sich mit Horizont auf den Weg.

Die beiden folgten dem Bächlein, das nach und nach zu einem Fluss wurde und schließlich in einem kleinen, glasklaren See mündete. Auf der anderen Seite des Sees rauschte ein faszinierender Wasserfall. Horizont landete auf einem Baum, der neben dem glasklaren See stand. „Ich erinnere mich wieder, wo sich die Höhle befindet! Wir müssen durchs Wasser.“, sprach Horizont. Sogleich flog er über den See zum Wasserfall hinüber und gab Merli ein Zeichen, ihm zu folgen. Merli zog sich ihre Socken und Schuhe aus, um durch das Wasser laufen zu

können. Sie musste jedoch nach und nach ihre Hose hochkrepeln, denn das Wasser wurde immer höher.

Als sie schließlich vor dem Wasserfall stand, war das Wasser hüfthoch und ihre Hose vollständig durchnässt. „Horizont, wo geht es weiter?“, fragte Merli. Anstelle einer Antwort nahm der Kristallphönix Schwung und sauste durch den Wasserfall hindurch. Verdutzt sah Merli ihm nach und vernahm nur noch seine Worte:

„Komm, trau dich! Folge mir!“ Das Mädchen atmete tief ein und sprang durch den Wasserfall. Ihr ganzer Körper wurde nass und es fühlte sich so an, als würde sie unter einer riesigen Dusche hindurchspringen. Sie landete auf allen Vieren auf einem kleinen Felsvorsprung, hob ihren Kopf und erblickte ihren neuen Freund. Langsam stand sie auf und schaute sich neugierig um. Hinter dem prächtigen Vogel entdeckte sie eine kleine Öffnung im Felsen, die vollständig mit Efeu zugewuchert war. Dies musste der geheime Höhleneingang sein. Die beiden traten durch den Efeu hindurch und befanden sich im Inneren der Höhle.

Überall waren Tropfsteine zu sehen. An diesen wuchsen Hunderte von Kristallen, die Bilder von Familien zeigten. Dies musste die richtige Höhle sein. Nach einer Weile fanden die zwei einen Tropfstein, der übersät war von grünleuchtenden Kristallen, welche allesamt die Familie von Merli zeigten. Auf einem von ihnen war Merli als Baby zu sehen, auf einem anderen Merli, die gerade in dieser Höhle war und in einen Kristall starrte. Sie sah etliche Bilder von ihrer Familie, auf denen sie zusammenhielten und füreinander da waren. Doch ein weiterer Kristall zeigte kein so fröhliches Bild. Es war der Streit mit ihren Eltern zu sehen.

Behutsam fragte Horizont: „Verstehst du jetzt, warum dies die Höhle der Vergangenheit und Gegenwart ist?“ Merli nickte zögerlich und ihr Freund begann davon zu berichten: „Hier sieht man Bilder von der Vergangenheit, sowie von der Gegenwart.“

Beide schwiegen für einen Moment. Auf einmal begriff Merli das Rätsel des Amuletts, blickte noch einmal zu den Tropfsteinen, drehte sich in Richtung Höhleneingang und rannte los: durch den Wasserfall, am

Bach entlang, über die Lichtung und schließlich bis vor den Garten ihrer Familie. Horizont war ihr gefolgt. Nun stand sie da und hatte die Lösung des Rätsels gefunden. Natürlich, es ist die LIEBE! Sie hatte nach dem Streit nicht mehr an sie geglaubt. Die Liebe ist grenzenlos und selbst dann da, wenn man sich gestritten hat. Sie ist für alle Lebewesen gleich. Sie war nie vergangen und wird auch nie vergehen.

Als sie das erkannte sprang das Amulett auf und ein Herz mit einem Bild von Merli und ihren Eltern kam zum Vorschein. Es funkelte geheimnisvoll und war noch schöner als zuvor. Sie wollte nur noch eins: zu ihren Eltern nach Hause. Das Mädchen rannte in Windeseile zu ihren Eltern.

Sie vertrugen sich und alles wurde wieder gut. Horizont aber flog nicht zurück nach Singar, sondern blieb für immer bei Merlis Familie. Er hatte Merli ins Herz geschlossen und sie waren dicke Freunde geworden.

Julika Elisabeth Pfeifenberger, 11 Jahre

GRENZENLOS

Geschichten tragen mich in andre Welten,
Raum und Zeit sind nicht mehr von Belang.
Es ist als würde die Physik nicht gelten,
Nicht mal Natur hat den gewohnten Klang.
Zauber, Abenteuer, Fabelwesen,
Ein schneller Greifenflug weit übers Meer,
Nymphen, Elfen, Hexen auf dem Besen,
Lachende Gnome, Zwerge und noch mehr.
Oh, die Ideen enden nie,
So grenzenlos ist meine Fantasie!

Melanie Rahimpour, 39 Jahre

Nicht ganz grau

Aylin weiß nicht, was das Licht ist. Sie hat es nie in ihrem Leben gesehen. Das heißt, natürlich hat sie Licht gesehen, sie sieht jeden Tag Lichter, das weißgrelle Licht an der Decke, das schwach gelblich flackernde an den Außenwänden, das rötlich schimmernde neben ihrem Bett. Aber das Licht der Lichter, das den Erdball erhellt und um dessen Licht sich die Planeten drehen und dank deren Strahlen die Pflanzen über den Köpfen der Menschen hinweg erblühen, dieses Licht hat Aylin noch nie gesehen. Wenn ihre Maman ihr von diesem Licht erzählt, kann sie nicht glauben, dass es vorher diese andere Welt gegeben haben soll.

„Es gibt sie immer noch“, sagt ihre Maman und zeigt mit ihrem Finger Richtung Decke. „Doch wir sind kein Teil mehr von ihr, von dieser Welt da oben.“

„Warum nicht?“, fragt Aylin.

Maman seufzt. Sie erzählt immer wieder gerne von dieser anderen Welt, zu der sie früher auch gehört hat, aber immer, wenn Aylin nach dem Warum fragt, warum sie nicht mehr dort sind, warum es diese Welt ihrer Meinung nach also nicht mehr gibt, weicht Maman ihren Fragen und ihren neugierigen Blicken aus und sieht traurig zu Boden, als lägen dort die Antworten, nach denen sie so lange sucht.

„Und dieses Licht kommt und geht, wann es will?“, fragt Aylin weiter, sich daran erinnernd, dass Maman ihr so etwas in der Art erzählt hat. Maman nickt und ihre Miene erhellt sich wieder. „Ja und nein. Sie folgt einem festen Rhythmus, sie wacht auf und mit ihr erwachen alle Menschen, Tiere und Pflanzen. Und wenn sie sich schlafen legt, so tun es ihr die meisten Erdbewohner gleich. Bis auf ein paar Ausnahmen.“

„Wie die Fledermäuse“, sagt Aylin.

„Und die Katzen.“

„Und manche Menschen.“

Maman nickt.

„Also ist die Sonne ein Tier?“

„So ähnlich. Sie ist ein lebendiges Wesen, so wie du und ich. Und irgendwann in ein paar Millionen Jahren wird sie verglühen und schlussendlich sterben und mit ihr zusammen alle Lebewesen da oben auf der Erde.“

„Und sie ist so heiß, dass man sich an ihr verbrennen kann?“ Maman nickt wieder. „Ja! Wenn sie mittags im knallblauen Himmel hängt ...“

„Was ist der Himmel?“ Maman stockt.

„Ist das der Name ihres Lampenschirms?“

Maman lacht und schüttelt den Kopf. „Nein, nein, der Himmel ist ...“ Maman sieht nach oben. „Stell dir vor, diese Decke hier oben wäre unendlich hoch und sie ist strahlendblau und in ihr fliegen Vögel und manchmal hängen da Wolken und umhüllen die Sonne.“

„Unendlich hoch? So hoch, dass auch Onkel Zeno da durch laufen kann, ohne dabei den Kopf einziehen zu müssen?“

„Noch viel höher! So hoch, dass du ihr Ende nicht sehen kannst. Und er ist offen und weit und wird durch keine Mauern umschlossen.“

Mamans Augen leuchten und Aylin freut sich, dass ihre Maman sich freut. Aber so ganz glauben kann sie ihr das nicht. Was soll das denn heißen, unendlich hoch? Das ist doch gar nicht möglich! Seitdem Aylin denken kann, erzählt ihr Maman jeden Abend von dieser anderen Welt. Vom Himmel, von der Sonne, vom Meer und seinen Wellen, so groß, dass sie ganze Boote verschlingen können, von Wüsten, die kilometerweit aus nichts anderem als wandernden Sandhügeln bestehen, von Regen, der gleichmäßig vom Himmel fällt und nicht tröpfchenweise oder in einem Strahl wie aus dem Wasserhahn, vom Schnee, der eigentlich Regen ist, aber fest und weiß und sich wie eine Decke über den Boden legt und die Bäume mit weißem Puder bestreut, von saftig grünen Wiesen, von jahrhundertealten und zig Meter hohen Baumriesen, von ganzen Wäldern, die nur aus diesen Riesen bestehen, von mächtigen Wasserfällen, die krachend in die Tiefe stürzen, von Bergen,

die tausende Meter in den sogenannten Lampenschirm, der Himmel heißt, ragen, so hoch, dass der Sauerstoff knapp wird und Menschen, die versucht haben, diese zu besteigen, auf dem Weg dorthin starben, von Vulkanen, die Feuer, Rauch und Ruß speien, wie wenn hier ein Kessel explodiert, nur tausendfach größer und gefährlicher.

Und die Menschen beherrschten einst all diese Elemente. Sie haben das Meer bezwungen und konnten sich auf ihm fortbewegen und den Himmel auch und sogar das All. Das konnte sich Aylin nun gar nicht vorstellen, was das sein sollte, das Weltall. Alle Welt war doch hier. Für Aylin sind das alles Fantasiemärchen, ausgedachte Geschichten ihrer Maman, um Aylin in den Schlaf zu geleiten. Aylin kennt nichts von alledem.

Sie kennt nichts anderes als enge Mauern, Dunkelheit und künstliches Licht.

Jeder hat hier seine eigenen festen Aufgaben. Onkel Zeno kümmert sich darum, dass die Lichter immer brennen, Mané bläst die Gläser der Glühbirnen und Trinkgefäße, Pico und Bella bauen in den Gewächshäusern Wurzelgemüse an, Maman hilft bei der Ernte, Lina und Lino liefern die neu geernteten Lebensmittel aus, Eby kümmert sich um die Buchhaltung und Erna verwaltet das Geld.

Samu und Hilla kümmern sich um die Kranken, Pipo achtet auf die allgemeine Sicherheit, Peppa und Taré leiten die Kindergruppe, spielen und wickeln und füttern und baden die Kinder und bringen ihnen allerhand bei. Wie man richtig den Löffel hält und kaut und sitzt und Wörter mit dem kleinen Mund bildet, einen Fuß vor den anderen setzt. Die Bilder, die sie malen, sind grau und gelb. Schon früh lernen sie die graue Farbenwelt kennen, für Grau gibt es hunderte von Unterstufen, genauso wie für Gelb und Hell. Und dann gibt es noch Dunkel, das jedoch nur eine Stufe kennt, denn es gibt nichts, was dunkler ist als Dunkel. Wenn Maman Aylin von Grün und Blau und Pink erzählt, schüttelt ihre Tochter nur ungläubig den Kopf. „Maman, was erzählst du da schon wieder?“

Was für seltsame Namen für Farben, was für eine Art Grau soll das denn sein?“

„Das ist kein Grau. Blau und Grün und Pink sind ganz eigene, ganz selbstständige Farben.“

„Ach, Maman“, seufzt Aylin.

Aylin weiß, dass alle Maman aus dem Augenwinkel ansehen, wenn sie ihr über den Weg laufen oder ihr am Marktstand längliche, haarige Maniokknollen abkaufen. Aylin weiß, dass die Leute sie für verrückt, für nicht ganz grau halten. Und sie weiß auch, dass sie ihre Pillen nicht immer nimmt.

„Maman, du hast schon wieder die Anti-Pille vergessen zu nehmen“, sagt Aylin ihr jeden Morgen.

Maman schaut dann immer ganz zerstreut, nimmt die Pille und das Glas Wasser, das Aylin ihr hinhält, in die Hände. Aylin ist sich nicht sicher, ob Maman die Pille dann überhaupt einnimmt. Sie glaubt, sie vergisst sie nicht, sondern nimmt sie mit Absicht nicht.

Dédé, Mamans Vater, verteufelt diese Pillen und rührt sie nicht an und wurde deshalb aus der Tunnel-Gesellschaft verbannt. Nicht einmal Aufgaben will er übernehmen, dabei ist er noch kräftig genug, um mit anzupacken, wie alle anderen auch. Er darf nicht im Gemeinschaftsraum schlafen, muss draußen in einem der zugigen engen Tunnelgewinde auf dem feuchten Boden übernachten, mit nichts anderem eingewickelt als einer dünnen Decke. Doch das scheint ihn nicht groß zu stören. Manchmal besuchen Maman und Aylin ihn und geben ihm etwas von ihrem gekochten Knollengemüse ab.

„Warum arbeitest du nicht?“, fragt ihn Aylin bei ihrem letzten Besuch. Es ist ihr peinlich, dass ihr Dédé nicht mitmacht, auf dem Boden schlafen muss und nicht dazu gehört.

„Ich arbeite doch“, antwortet er. Mit dem Zeigefinger tippt er sich an seine Schläfe. „Da drinnen arbeite ich.“

Aylin sieht ihn fragend an.

„Ich sammle Gedanken, Erinnerungen und Bilder und bewahre sie in mir auf. Das war früher mal meine Arbeit, weißt du? Bis sie meinten, das sei nicht mehr wichtig.“

„Jetzt hör schon auf“, fleht Maman, „setz ihr keine Flausen in den Kopf.“

„Nein, keine Flausen, Bilder aus der Vergangenheit.“ Dédé greift in seine streng riechende Jackentasche und holt ein zerfleddertes Etwas heraus.

„Was ist das?“, fragt Aylin verwundert.

„Das hier, das nennt man ein Buch.“

„Ein Buk?“

„Ein Buch.“ Dédé zieht den röchelnden Laut, den er aus der Kehle presst, in die Länge.

„Ein Buch“, wiederholt Aylin das Wort krachend.

„Dédé, lass das“, zischt Maman und dreht ihren Kopf nach allen Seiten um.

„Deine Maman hat das früher sehr gerne gelesen.“

„Was ist lesen?“

Dédé schlägt das zerfledderte Ding, das an den Rändern schon ganz speckig und abgegriffen ist, auf. „Sieh mal.“ Mit dem Finger gleitet er über merkwürdige Zeichen entlang. „Das hier sind Buchstaben und aus Buchstaben werden Wörter und die kann man aufschreiben und dann kann man sie lesen. Jedes Wort hat eine Bedeutung und zusammen ergeben sie ein großes Ganzes, eine Geschichte.“

„Wie ein Code?“

„Richtig, wie ein Code.“

„Jetzt müssen wir aber los, komm jetzt Aylin, wir gehen.“ Hastig zerrt Maman sie an der Hand und zieht sie hinter sich her. „Bis zum nächsten Mal, Dédé. Und pass auf dich auf. Wenn sie dich mit dem Ding erwischen, weiß ich nicht, was sie mit dir machen werden.“ Dédé winkt ihnen hinterher und wirft Aylin eine Kusshand zu.

„Mach dir keine Sorgen, Jo, es wird schon alles gut.“

Aylins Neugier wurde geweckt. Ihr Dédé ist auch nicht ganz grau, noch weniger als Maman, das weiß sie ganz genau. Diese sogenannten Buchstaben und Wörter kann er sich auch selbst ausgedacht und aufgeschrieben haben. Aber was sie nicht mehr loslässt, sind die Farben, die ihr im schwachen Licht entgegengesprungen sind. Solche hat sie nie zuvor gesehen. Sie waren so ganz anders als Grau. Sie wird wieder zu ihrem Dédé gehen und sich das noch einmal genauer anschauen.

In dieser Nacht schläft Aylin ganz unruhig. Sie träumt von fliegenden Menschen, von hohen blauen Decken und von nie gesehenen Farben, die gegen das Grau ankämpfen und es in die Ecke treiben wollen. Sie wollen auch gesehen werden, sie wollen auch Teil dieser Welt sein. Sie scheinen das Grau mit ihrem Farbenmeer zu überfluten, bis eine der grauen Gestalten mit einem festen Hieb des Schattens seines Schwertes auf das grüne Licht schlägt, sodass es in Stücke zerfällt und vom Grau weggespült wird wie von schmutzigem Wasser. In dem Moment wacht Aylin schreiend auf. Ihr Rücken ist ganz feucht, sie liegt in ihrem eigenen Schweiß.

„Maman?“ ruft sie in die Dunkelheit hinein. Aylin knipst ihre Leselampe an, die rötlich aufschimmert. Heißt diese Lampe deswegen Leselampe? Um Codes zu lesen, wie Dédé sagt?

Aylin steht auf und zieht sich frische Sachen an. Bestimmt ist Maman schon bei der Arbeit. Sie hat heute Frühschicht, weil der Maniok und die Pastinaken ganz früh aus der Erde müssen. Diese Farben, dieses merkwürdige Ding, das Dédé Buch nennt, lassen Aylin keine Ruhe. Sie hat heute keine Lust auf die Kindergruppe. Sie will zu Maman. Sie muss mit ihr reden, über diese andere Welt. Vielleicht verbirgt sie sich ja hinter diesen Buchstaben, hinter diesen Strichen, die diese Welt wie Gefängnisgitter umschließen.

„Maman!“

„Was machst du denn hier?“ Maman dreht den Kopf. Ihre behandschuhten Hände voll brauner Erde.

„Ich muss mit dir reden, Maman, über dieses Buch ...“

„Scht!“ Maman hält den Finger vor ihre gepressten Lippen und schaut sich ängstlich um.

„Oder über die Sonne und den H...“

„Na, wer ist denn da?“ Lino kommt mit einer Kiste voll dunkler Knollen auf sie zugelaufen. „Bist du groß geworden, Aylin!“

„Hallo, Onkel Lino.“

Maman sieht Aylin flehend an.

„Willst du mir vielleicht bei der Lieferung helfen? Dann kann deine Maman in Ruhe arbeiten.“ Er zwinkert Maman zu, doch Maman sagt nichts und bückt sich wieder zu ihren Maniokwurzeln.

Aylin folgt ihm also, erzählt ihm aber nichts von dem Buch oder von der Sonne und dem Himmel, weil sie das Gefühl hat, dass Maman das nicht will. Vielleicht würde Onkel Lino sie dann auch für nicht ganz grau halten. So viel sie weiß, ist er ja auch nicht ihr leiblicher Onkel. Alle werden sie Onkel und Tante von den Kindern genannt, außer die eigene Maman oder der eigene Pa.

Als Lino die Knollen ausgeliefert hat, schlendert er mit leerer Kiste weiter.

„Wohin gehst du jetzt, Onkel Lino?“, fragt Aylin und versucht, möglichst lange auf einem Bein zu hüpfen und dabei nicht die Balance zu verlieren.

„Ich schaue, ob es neue Lieferungen gibt.“

„Aber du bist doch der Lieferant.“

Lino lacht. „Das stimmt, aber ich bekomme die Sachen ja auch geliefert. Wie du weißt, baue ich selbst nichts an. Außerdem bekommen wir manchmal auch Ware von oben.“

„Von oben?“ Fast wäre Aylin umgeknickt, weil sie kurz vergessen hat, das Gleichgewicht zu halten.

„Komm einfach mit, ich zeige es dir.“

Aylins Wangen beginnen zu glühen. Kennt Onkel Lino auch die Welt von da oben? Gibt es sie am Ende doch und sie erzählen ihr in der Kindergruppe nur Märchen, dass es da oben kein anderes Leben gibt? Sie setzt nun einen Fuß vor den anderen. Sie muss ihre Gedanken ordnen und sich zugleich aufs Laufen konzentrieren.

Sie halten bei einer kleinen Menschentraube an, die von einem Licht angestrahlt wird, so hell, wie es Aylin noch nie in ihrem Leben gesehen hat. Es ist kreisrund und kommt aus einer Öffnung an der Decke. Aylin stockt der Atem. Aus dieser Öffnung werden an Seilen fest umschnürte Kisten langsam nach unten gehangelt. Mehrere Arme greifen danach, entknoten das Seil, das sich wieder in die Öffnung zurückzieht wie eine Schlange in ihren Bau.

Schnell rennt Aylin auf dieses Loch zu. Sie will es auch sehen, dieses Licht und diese andere Welt, doch als sie gerade angekommen ist, muss sie das Gesicht abwenden, weil das Licht so stark ist, dass es ihr in den Augen brennt. Als sie die Augen wieder öffnet, ist es weg, das Loch und mit ihm das Licht und diese andere Welt. Eine Hand legt sich auf Aylins Schulter. Erschrocken dreht sie sich um. Es ist Linos Hand. Er kniet sich hin, damit sie ihm direkt in die Augen sehen kann, ohne den Kopf heben zu müssen.

„Was war das?“, fragt Aylin.

„Das? Das war das Licht aller Lichter.“, antwortet Lino ruhig. Aylins Worte überschlagen sich. „Ich will dahin, wo dieses Licht ist, ich will das Meer sehen, die Sonne und den Himmel und ...“ Lino legt seine Hand behutsam auf ihre Lippen.

„Das geht leider nicht.“, sagt Lino traurig. „Die Welt da oben ist nicht mehr unser Platz.“

„Aber warum nicht? Warum müssen wir hier unten in Dunkelheit und all dem Grau leben? Es ist doch viel schöner da oben.“

„Das ist es“, sagt Lino und steht auf. „Es ist viel schöner da oben, solange wir hier unten sind.“

Was hat das zu bedeuten? Aylin versteht nicht, sie will weiter fragen und mehr wissen von diesen Märchen, an die sie bisher nicht hat glauben wollen.

„Es ist besser so, glaub mir. Hier unten ist für uns die beste aller möglichen Welten. Wir sind wenige, wir sind eine große Familie und autark. Wir sind geschützt vor Wind und Wetter, vor wilden Tieren, vor Kriegen und vor Krankheiten. Aber das Wichtigste ist, die Welt da oben ist auch geschützt. Vor uns.“

Mit diesen Worten packt Lino zwei der Kisten und läuft zurück in den schwach beleuchteten Tunnel, bis ihn die Dunkelheit verschluckt.

Aylin will sich mit dieser Antwort nicht zufriedengeben. Was heißt das genau, sie sind vor der Welt geschützt und die Welt vor ihnen? Warum leben sie hier in der feuchten Dunkelheit, umschlossen von Mauern, wenn da oben eine große Weite auf sie wartet, in der ihnen das Licht der Lichter die Haut wärmt und so hell ist, dass es nicht nötig ist, einen Lichtschalter anzuknippen? Diese Welt hier unten, die zuvor ihr ganzes Leben war, kommt ihr jetzt klein und eng vor. Aylin will noch nicht nach Hause. Maman wird noch bei der Ernte sein oder die Kisten füllen, die Lino und andere wiederum austragen werden. Aylin läuft einfach weiter und tiefer in die dunkler werdenden Tunnelgewinde hinein. „Dédé?“

Ihr Großvater dreht sich nach ihr um. Er sieht aus, als sei er gerade aus einem fernen Traum erwacht.

„Ay, Aylin, wie schön, dich zu sehen.“ Dédés Fältchen an den Augen ziehen links und rechts feine Linien bis zu seinen Ohren. In seinen Händen liegt das zerfledderte Etwas, das er Aylin bei ihrem letzten Besuch gezeigt hatte.

„Darf ich mal reinschauen, in dein ... Buch?“, fragt Aylin. Ihr Blick hängt wie gebannt an den Fetzen, die schon leicht auseinanderfallen und sich aufzulösen beginnen.

„In mein Buccchhh“, korrigiert er sie und winkt sie dann zu sich auf den Schoss. Sie setzt sich zu ihm, lehnt sich gegen seinen Brustkorb, er öffnet das Buch und da sind sie wieder, diese Farben, die tapferen Krieger, die in ihrem Traum keine Chance gegen das Grau hatten, jedenfalls nicht hier, in dieser Welt.

„Dédé?“

„Ja, Aylin?“

„Warum leben wir hier unten, wenn es oben doch viel schöner ist?“ Dédé lässt das Buch sinken, er schweigt.

„Vermisst du es, oben zu sein?“, fragt Aylin weiter. Dédé schweigt noch immer.

„Dédé, ich würde gerne diese Welt sehen, ich will zur Sonne, ans Meer, in den Himmel, ins Welt-All und zum Mond!“

Dédé lacht. Doch sein Lachen klingt schnell ab. Er seufzt. „So einfach ist das nicht.“

„Warum? Ich verstehe das alles nicht ...“

Dédé zögert mit seiner Antwort. „Schau“, er hebt sein Buch wieder hoch, sodass sie hineinschauen kann. „Es stimmt, es gibt eine andere Welt da oben, viel größer als diese hier. Aber die größte aller Welten ist weder da oben noch da unten, sie ist unendlich und kennt keine Grenzen, keine Decke, keine Mauern, keine Dunkelheit.“

„Wo ist sie, diese größte aller Welten?“, fragt Aylin staunend.

„Sie ist hier“, Dédé klopft mit seinem Finger gegen seine Schläfe, wie damals zu Maman, als er sagte, er arbeite da drin. „Und hier.“ Mit demselben Finger tippt er gegen Aylins Stirn. Sie sieht ihn verwirrt an. Und enttäuscht. Sie hätte wissen müssen, dass sie mit ihm nicht vernünftig reden kann. „Und hier.“ Dédé hält ihr wieder das geöffnete Buch vor die Nase, speckiges Papier, auf dem tanzende Striche, sich schlängelnde und eckige, gemütliche und bauchige Gesellen sie angrinsen.

„Da drin?“

„Sag ich doch. Hier drin“, Dédé tippt wieder auf ihre Stirn, „und hier“, und auf das Buch, „findest du die größte aller Welten. In ihnen kannst

du reisen, wohin du willst, in Zeiten, die du noch nicht kennst, in Zeiten, die es noch gar nicht gibt und vielleicht nie geben wird, du kannst eintauchen in so viele andere Leben, kannst zur Sonne, ans Meer, in den Himmel, ins All und zum Mond, und das, ohne dich nur einen Meter fortzubewegen.“

Ehrfürchtig sieht Aylin auf dieses zerfledderte Etwas.

„Ich zeige es dir.“ Dédé blättert zur ersten Seite des Buchs. „Lass mich dir vorlesen.“

Und als Dédé beginnt, mit kräftiger Stimme zu lesen, sieht sie ihn erst nur an, so als wäre er ein ganz anderer, und folgt seinen Lippen, die sich unaufhörlich bewegen. Dann seinen Worten.

Und dann folgt sie ihm in diese Welt, die des Buchs, die größte aller Welten, in der alles bunt ist, und alles möglich.

Jana Sandrine, 25 Jahre

Die Grenzen des Fabelreichs

Es war einmal ein kleiner Troll, der lebte in den Trollbergen mitten im Fabelreich. Der kleine Troll tat nichts lieber, als sich immer neue Fragen auszudenken und jemanden zu finden, der sie beantworten konnte. Seine Eltern und die anderen Trolle waren sehr schlau. Irgendjemand wusste immer eine Antwort. Dann aber kam der Tag, an dem er eine Frage fand, auf die niemand eine Antwort hatte.

„Mama, Papa, was sind Grenzen?“, fragte der kleine Troll abends vor dem Schlafengehen. Er hatte das Wort schon ein paar Mal gehört, aber was das sein sollte, das verstand er nicht. Die Eltern versuchten, eine Erklärung zu finden, aber es wollten ihnen nicht die richtigen Worte einfallen.

Am nächsten Tag ging der kleine Troll zu allen anderen Bewohnern der Trollberge.

„Könnt ihr mir sagen, was Grenzen sind?“, fragte er die Allerältesten und die Allerjüngsten und alle dazwischen. Aber niemand hatte eine Antwort für ihn.

Abends, als er wieder im Bett lag, merkten seine Eltern, wie niedergeschlagen er war.

„Hast du keine Antwort gefunden?“, fragte die Trollmama.

Der kleine Troll schüttelte den Kopf.

„Du könntest dir die Grenzen selbst anschauen“, sagte der Trollpapa.

„Egal, in welche Richtung du die Trollberge verlässt, irgendwann musst du auf die Grenzen zu den anderen Bewohnern des Fabelreichs stoßen.“

Der Trollpapa war wirklich schlau. Wenn er einmal keine Antwort wusste, dann wusste er stattdessen eine Lösung. Der kleine Troll wollte nicht noch länger auf seine Antwort warten. Direkt am nächsten Morgen machte er sich auf die Reise.

Er wanderte eine ganze Weile, immer weiter und weiter. Eine Grenze fand er nicht, aber dafür traf er irgendwann auf die Feen. Eine Weile beobachtete er sie aus der Ferne und als er sich sicher war, dass sie freundlich aussahen, ging er auf eine kleine Gruppe zu.

„Könnt ihr mir sagen, was Grenzen sind?“, fragte er die Feen.

„Erklären kann ich es dir nicht“, antwortete eine Fee, „aber wenn du weiter wanderst, wirst du eine Grenze finden. Geh nur immer weiter nach Westen, dann kommst du an die Grenze zum Reich der Riesen. Keine Fee nähert sich der Grenze. Die Riesen sind alle grobschlächtig, mit denen wollen wir nichts zu tun haben.“

Der kleine Troll sagte brav danke und auf Wiedersehen und machte sich auf den Weg. Er wanderte nach Westen, immer weiter und weiter. Eine Grenze fand er nicht, aber dafür traf er irgendwann auf die Riesen.

Eine Weile beobachtete er sie aus der Ferne und als er sich sicher war, dass sie freundlich aussahen und ganz und gar nicht grobschlächtig, ging er auf eine kleine Gruppe zu.

„Könnt ihr mir sagen, was Grenzen sind?“, fragte er die Riesen.

„Erklären kann ich es dir nicht“, antwortete ein Riese,

„aber wenn du weiterwanderst, wirst du eine Grenze finden. Geh nur immer weiter nach Osten, dann kommst du an die Grenze zum Reich der Feen. Kein Riese nähert sich der Grenze. Die Feen sind alle so sensibel, mit denen wollen wir nichts zu tun haben.“

Der kleine Troll sah verwundert zurück nach Osten.

„Da komme ich gerade her. Auf mich wirkten die Feen nicht sensibel und eine Grenze habe ich auch nicht gefunden. Was liegt in den anderen Richtungen?“

„Im Nordosten liegen die Trollberge. Aber halte dich von ihnen fern. Die Trolle sind böse und gefährlich. Niemand hat jemals einen gesehen.“

„Aber ich bin ein Troll – ich wohne in den Trollbergen!“, rief der kleine Troll.

„Und ich bin ganz sicher nicht böse oder gar gefährlich. Kommt uns einmal besuchen, dann werdet ihr schon sehen!“

„Na, wenn du das sagst...“, sagte der Riese etwas beschämt.

„Dann geh lieber nach Norden, dann kommst du an die Grenze zum Reich der Einhörner. Kein Riese nähert sich der Grenze. Die Einhörner sind alle hochnäsig, mit denen wollen wir nichts zu tun haben.“

Der kleine Troll sagte brav danke und auf Wiedersehen und machte sich auf den Weg. Er wanderte nach Norden, immer weiter und weiter. Eine Grenze fand er nicht, aber dafür traf er irgendwann auf die Einhörner.

Eine Weile beobachtete er sie aus der Ferne und als er sich sicher war, dass sie freundlich aussahen und ganz und gar nicht hochnäsig, ging er auf eine kleine Gruppe zu.

„Könnt ihr mir sagen, was Grenzen sind?“, fragte er die Einhörner.

„Erklären kann ich es dir nicht“, antwortete ein Einhorn, „aber wenn du weiterwanderst, wirst du eine Grenze finden. Geh nur immer weiter nach Süden, dann kommst du an die Grenze zum Reich der Riesen. Kein Einhorn nähert sich der Grenze. Die Riesen sind alle dickköpfig, mit denen wollen wir nichts zu tun haben.“

Der kleine Troll sah verwundert zurück nach Süden. „Da komme ich gerade her. Auf mich wirkten die Riesen nicht dickköpfig und eine Grenze habe ich auch nicht gefunden. Was liegt in den anderen Richtungen?“

„Im Südosten liegen die Trollberge. Aber halte dich von ihnen fern. Die Trolle sind böse und gefährlich. Niemand hat jemals einen gesehen.“

„Aber ich bin ein Troll – ich wohne in den Trollbergen!“, rief der kleine Troll. „Und ich bin ganz sicher nicht böse oder gar gefährlich. Kommt uns einmal besuchen, dann werdet ihr schon sehen!“

„Na, wenn du das sagst...“, sagte das Einhorn etwas beschämt. „Dann geh lieber nach Osten, dann kommst du an die Grenze zum Reich der Zwerge. Kein Einhorn nähert sich der Grenze. Die Zwerge sind alle tückisch, mit denen wollen wir nichts zu tun haben.“

Der kleine Troll sagte brav danke und auf Wiedersehen und machte sich auf den Weg. Er wanderte nach Osten, immer weiter und weiter. Eine Grenze fand er nicht, aber dafür traf er irgendwann auf die Zwerge.

Eine Weile beobachtete er sie aus der Ferne und als er sich sicher war, dass sie freundlich aussahen und ganz und gar nicht tückisch, ging er auf eine kleine Gruppe zu.

„Könnt ihr mir sagen, was Grenzen sind?“, fragte er die Zwerge.

„Erklären kann ich es dir nicht“, antwortete ein Zwerg,

„aber wenn du weiterwanderst, wirst du eine Grenze finden. Geh nur immer weiter nach Westen, dann kommst du an die Grenze zum Reich der Einhörner. Kein Zwerg nähert sich der Grenze. Die Einhörner sind alle selbstsüchtig, mit denen wollen wir nichts zu tun haben.“

Der kleine Troll sah verwundert zurück nach Westen „Da komme ich gerade her. Auf mich wirkten die Einhörner nicht selbstsüchtig und eine Grenze habe ich auch nicht gefunden. Was liegt in den anderen Richtungen?“

„Im Südwesten liegen die Trollberge. Aber halte dich von ihnen fern. Die Trolle sind böse und gefährlich. Niemand hat jemals einen gesehen.“

„Aber ich bin ein Troll – ich wohne in den Trollbergen!“, rief der kleine Troll. „Und ich bin ganz sicher nicht böse oder gar gefährlich. Kommt uns einmal besuchen, dann werdet ihr schon sehen!“

„Na, wenn du das sagst...“, sagte der Zwerg etwas beschämt.

„Dann geh lieber nach Süden, dann kommst du an die Grenze zum Reich der Feen. Kein Zwerg nähert sich der Grenze. Die Feen sind alle herablassend, mit denen wollen wir nichts zu tun haben.“

„Aber die kenne ich ja auch schon!“, sagte der kleine Troll. Trotzdem sagte er brav danke und auf Wiedersehen und machte sich auf den Weg. Er wanderte nach Süden, immer weiter und weiter. Eine Grenze fand er nicht, aber dafür traf er irgendwann wieder auf die Feen. Sie freuten sich, ihn wiederzusehen, und er freute sich ebenso sehr.

Jetzt bin ich durch das ganze Fabelreich gewandert, dachte er, und habe keine einzige Grenze gesehen.

Es war an der Zeit für ihn, nach Hause zurückzukehren. Er verabschiedete sich von den Feen und machte sich an den Aufstieg in die Trollberge.

Seine Eltern freuten sich sehr, dass er wieder zu Hause war, und alle Trolle waren ganz gespannt auf die Antwort zu seiner Frage.

Stolz verkündete der kleine Troll: „Das gesamte Fabelreich ist vollkommen grenzenlos!“

Denn Grenzen hatte er keine einzige gefunden, dafür aber eine ganze Menge neuer Freunde.

Hannah Stiller, 17 Jahre

Grenzenlos

Bumm! Die Tür fällt ins Schloss. Die Tränen fließen ungehindert über meine Wangen und bilden eine kleine Pfütze an meinen Füßen. Ich will nicht, dass sich Mama und Papa streiten und jetzt wollen sie sich auch noch trennen. Ich will nicht entscheiden müssen, bei wem ich leben möchte. Das ist mir alles zu viel.

Wütend trete ich gegen einen Stein, der daraufhin gegen die Mauer hinten im Garten fliegt. Die Mauer. So oft habe ich meine Eltern schon gefragt, warum sie da ist, aber die wollten sich ja lieber streiten, als mir zuzuhören. Langsam gehe ich an der Mauer entlang. Gäbe es nur einen geheimen Weg hindurch. Da entdecke ich es. Der Moment auf den ich so lange gewartet habe. Da ist ein Loch in der Mauer! Zwar nur ein kleines, aber immerhin kann ich jetzt durchschauen! „Wow!“, ist alles, was ich sagen kann.

Da ist ein Wald! Dort flitzt ein Eichhörnchen – und ein Vogel! „Hmm. Wie kann ich diese Mauer zerstören?“ Da kommt mir DIE Idee! Im Keller haben wir einen Hammer. Vielleicht kann ich damit die Backsteine kaputt machen. Mein Entschluss steht fest: Ich werde auf die andere Seite gelangen! Vorbei am Wohnzimmer, von wo die lauten Stimmen meiner Eltern mir entgegenschallen, schleiche ich in den Keller. Als ich endlich den Hammer finde, der neben einem komischen Nagel liegt, den ich kurzerhand auch mitnehme, schleiche ich mich wieder nach draußen. Es dauerte ein wenig, bis ich das Loch wieder finde und schlage kurzerhand mit dem Hammer auf die Ziegel ein. Nichts geschieht. Kein Riss, nichts bröckelt ab, oder bewegt sich überhaupt. Frustriert schlage ich mit dem übergroßen Nagel und es entsteht ein winziges Loch. Also mache ich weiter und nach einer

Zeit, die mir viel zu kurz vorkommt und einem viel größerem Loch, ruft Mama zum Essen.

Am nächsten Tag ist keine Schule, also bin ich den ganzen Tag bei der Mauer und schaffe es endlich, das Loch so groß zu machen, dass ich durchkriechen könnte. Gerade als ich hindurch schlüpfen will, höre ich, wie mein Name gerufen wird. „Dann gehe ich eben morgen“, denke ich. Hibbelig sitze ich am Esstisch, doch wie immer, sind sich meine Eltern über irgendetwas uneinig.

Am nächsten Tag krabble ich durch die Mauer. Endlich erblicke ich die endlose Weite eines übergroßen Waldes, der sich vor mir erstreckt. Durch den wundersamen Wald, der mit erstaunlicher Ähnlichkeit nach einem Märchenwald aussieht – um nicht zu sagen, dass das ein Märchenwald ist – scheint die Sonne und bahnt sich ihren Weg durch das Blätter- und Nadelgewirr. Jeder einzelne Baum, den ich erblicke, sieht aus, als hätte er eine eigene Persönlichkeit, denn keiner gleicht dem anderen. Mal kleine, mal große, mal riesige Bäume ziehen in meinem Blick vorbei. Auf dem Boden sieht es ähnlich aus: mal Steine, mal Felsen, mal mit mal ohne Moos. An manchen Stellen ist es sehr dunkel, an anderen zeichnet die Sonne bunte Farben. Als ich langsam, voller Staunen, voranschreite, raschelt und knackt es immer wieder. Über morsche Äste und Laubblätter, vorbei an Büschen und jungen Bäumen laufe ich voran.

An manchen Stellen, wo die Bäume sehr dicht stehen, kämpfe ich fast schon gegen die Äste, die mir ins Gesicht schlagen. Immer weiter durchforste ich den schier endlosen Wald, bis ich an einem Meer aus Brennesseln stehen bleibe. Wie soll ich da nur durchkommen? Also schaue ich mich um. Das Ende des Meeres kann ich nicht erkennen, also klettere ich auf einen Baum. Von hier oben habe ich einen besseren Überblick.

Krach! Der Ast, auf dem ich gerade noch saß, fliegt durch die Luft und unsanft lande ich in einem Berg aus Blättern. Mit Mühe stehe ich auf und stelle fest, dass scheinbar nichts Schlimmes passiert ist, doch nun stellt sich mir ein neues Problem. „Wo bin ich überhaupt und wie komme ich wieder zurück?“ Erst einmal drehe ich mich, sodass die Brennesseln hinter mir sind und laufe los. Angespannt sehe ich mich immer wieder um. „Da hat es doch eben geknackt.“ Ruckartig bleibe ich stehen und sehe in die Richtung, aus der das Geräusch kommt. Ein Eichhörnchen klettert einen Baum hinauf. Erleichtert atme ich aus. Weiter und weiter treibe ich mich an, bis ich einige Bäume und Steine wiedererkenne und schließlich die Mauer sehe. So riesig. Suchend halte ich Ausschau nach dem Loch und schließlich finde ich es – mein Eingang zum Paradies. Doch jetzt soll es mein Ausgang sein. „Keine Sorge Wald – ich komme bald wieder.“

Emma Strobel, 11 Jahre

Grenzenlos

Grenzenlos sind meine Träume,
diese haben keine Zäune.
Mal bin ich ein Held
und rette die Welt.
Dann hab ich die Macht
und gib auf alle acht.
Siehst du was man alles sein kann,
wie grenzenlos das ist, merkt man daran.

Grenzenlos ist das Universum,
das weiß auch das Forschungszentrum.
Niemand weiß, wie weit es geht,
wir kennen nicht den entferntesten Planet.
Keine Rakete ist je so weit gereist,
das uns wieder mal beweist.
Wie groß das Universum ist,
das man nicht in Kilometern misst.

Grenzenlos ist meine Liebe,
egal wo ich auch hinfliege.
Du bist ganz tief in meinem Herzen
und das kann keiner mehr ausmerzen.
In meinem Herzen bleibst du immer drinstehen,
auch wenn wir uns mal wiedersehen.

Grenzenlos meine Freundschaft ist,
egal aus welchem Land du bist.
Ganz gleichgültig welche Hautfarbe du auch hast,
weil nur du mich zu einem besonderen Freund machst.
Mit dir kann ich lachen,
über ganz alltägliche Sachen.
Auch wenn andere denken, was machen die zwei bloß.
Das ist nicht wichtig, denn unsere Freundschaft ist grenzenlos.

Grenzenlos kann fast alles sein,
schau nur tief in dich selber hinein.

Anne Ullrich, 10 Jahre

Das Geheimnis der Bäckerei „Grenzenlos“

Ich bin Mia, bin 11 Jahre alt, und wohne mit meiner Familie in Zuckerstadt. Ich gehe auf das Mala von Zuckerstadt-Gymnasium in die 5. Klasse.

Heute war der letzte Schultag vor den Sommerferien. In diesen Ferien arbeite ich als Aushilfe in der Bäckerei Grenzenlos. Die Bäckermeisterin ist Mila von Zuckerhut, eine Nachkommin von Mala von Zuckerstadt. Mala war, der Sage nach, eine Hexe, die angeblich allen Menschen irgendwie helfen wollte. ‚Was die alten Leute halt immer so erzählen‘ – wenn ihr mich fragt: Alles Käse.

An meinem ersten Ferientag radelte ich also zur Bäckerei und kam in den Laden. Mila begrüßte mich freundlich und erklärte mir die Regeln. Sie sagte, dass wir gleich anfangen müssten, um Brownies mit bunten Streuseln zu backen. Wir machten den Teig und den Guss und backten sie in dem großen Backofen. Danach holten wir sie heraus und verteilten die Streusel darauf.

Mila holte noch Kakaopulver aus dem verschlossenen Regal und ich fragte, was das ist. Mila antwortete: „Ein bisschen Magie“. Ich fragte, wie sie das meinte, aber sie lächelte nur. Dann kam eine Frau gestresst in den Laden und fragte Mila nach frischen Brownies. Mila gab ihr einen und streute noch etwas mehr Kakaopulver darüber. Die Frau bezahlte bei mir an der Kasse und biss in den Brownie. Kurz darauf fing sie an zu strahlen, lächelte, wünschte uns einen schönen Tag, und verschwand glücklich aus dem Laden.

„Du kannst für heute Feierabend machen“, sagte Mila. „Dankeschön!“ erwiderte ich.

Am nächsten Tag hatte ich verschlafen – an ‚so früh aufstehen‘ muss man sich erst gewöhnen. Ich entschuldigte mich bei Mila. Sie nahm die Entschuldigung an und wir backten leckere Schoko Muffins. Nach dem Feierabend ging ich nach Hause und erzählte meinem Opa von meinem Tag. Lustigerweise interessierte er sich für alle Zutaten des Rezepts ganz genau. Er fragt: „Und zum Abschluss streut sie wirklich immer eine Prise Kakaopulver obendrauf? Das ist ja lustig.“

Die Tage vergingen und ich lernte jeden Tag, den ich in der Bäckerei verbrachte, spannende Dinge hinzu. Doch nach einer Woche, als ich morgens in die Backstube kam, war plötzlich alles anders.

Es hatte den Anschein, als wäre Mila traurig. „Was ist los?“ fragte ich. „Nichts“ entgegnete sie. „Aber ich sehe doch, dass etwas ist.“ Sie fragte, ob ich ein Geheimnis für mich behalten könne. Ich versicherte ihr, dass ich das kann.

„Ich bin die Enkelin von Mala von Zuckerstadt und meine Oma hat mir einen Krug mit magischem Kakaopulver vererbt. Das Kakaopulver hat die Eigenschaft, Menschen glücklich zu machen – sie ihre Sorgen, ihren Kummer einfach mal vergessen zu lassen. Das Pulver kommt aus einer anderen Welt – der Candylandwelt. In diese Welt reise ich regelmäßig, um den Krug nachzufüllen und meine Freunde aus dem Magischen Zirkel des Candylands zu treffen. Damit ich das kann, darf der Krug niemals leer werden – ein Viertel muss immer noch übrigbleiben. Das brauche ich, um mit meiner blauen Kapsel in ‚die andere Welt‘ zu reisen. Es funktioniert wie Wunschkpulver.“ Ihre strahlenden Augen verblassten. Sie erzählte weiter: „... aber der Krug mit dem Kakaopulver wurde heute Nacht gestohlen. Oh nein, was soll ich nur tun?“ Mila war verzweifelt. „Ich muss meine Freunde aus Candyland warnen, denn wenn das Pulver in die falschen Hände gerät, wird unsere Welt auffliegen. Leider habe ich kein Pulver übrig, um in die Welt zu reisen. Was soll ich nur tun?“ Mila stützte ihren Kopf in die Hände.

Mia fühlte sich hilflos... sie musste das Geheimnis erstmal verdauen – Pulver, das grenzenlos glücklich machte, eine andere Welt in die man reisen konnte... aber Moment, wie viel war denn in diesem Krug drin? Sie hatten doch gestern Abend noch ein ganzes Blech Brownies gebacken und diese am Schluss mit Pulver bestreut... wenn man das alles runterkratzte, vielleicht reichte das.

Sie sprang auf und rannte in den hinteren Teil der Backstube um das Blech zu holen. Aufgeregt berichtete sie Mila von ihrer Idee. Das könnte klappen. Der Krug fasste nur 500 Gramm, das heißt 125 Gramm würden schon reichen. „Es sind 127 Gramm – Ja!“ Die beiden weinten vor Freude.

Mila musste unbedingt auf schnellstem Wege in die Candywelt und den Rat der Magie zusammenzurufen.

„Ich komme mit“, sagte ich. „Supernetz von dir, morgen geht es los.“

„Ok, darf ich hingehen und packen?“ „Ja, darfst du mein Kind.“

Zuhause warf ich meinen Koffer auf den Boden und legte ein paar Klammotten hinein, meinen Waschbeutel und mein Kuscheltier, das Faultier Fred. Ich rannte hinunter in die Küche, wo meine Familie beim Abendessen saß. Damit keiner einen Verdacht schöpfte, hatte ich mir schon eine Ausrede einfallen lassen für den Fall, dass es länger dauern könnte.

„Mama, Luna und ich wollen drei Tage bei Lilly übernachten, darf ich?“ „Ach Mia, ich weiß nicht, es gibt hier so viel zu tun und...“

„Komm schon, bitte, bitte, ich räume auch mein Zimmer auf.“ „Ja, ok, aber geht nicht zu spät ins Bett.“

„Nein machen wir nicht.“

Nach dem Essen ging ich sofort ins Bett. Ich war so aufgeregt. Als ich aufwachte, wollte ich sofort los. Ich sagte Mama, Papa und Leo Tschüss und rannte zur Bäckerei. An der Tür hing ein Schild mit der Aufschrift „Vorübergehend geschlossen“.

Mila wartete schon auf mich und hatte zwei Brownies mit dick Kakao-pulver darauf in der Hand. Sie sagte, ich solle ihn komplett essen und ihre Hand nehmen.

Gesagt, getan. Wir wurden, wie durch Magie, in eine Blaue Kapsel eingeschlossen und fuhren blitzschnell durch eine Art Tunnel. Dann machte die Kapsel einen Ruck, und ich starrte gebannt nach draußen.

Wir standen in einer Stadt mit bunt gemusterten Häusern, auch die Pflastersteine waren schön bunt und gemustert. Es standen schon mindestens zehn Frauen und Mädchen in der Stadt. Eine schwarz gekleidete Frau stand in der Mitte und hielt anscheinend eine Rede – alle wirkten sehr unruhig. Und das, obwohl sie doch noch gar nicht wissen konnten, was passiert war.

Mila begrüßte schnell ein paar andere Frauen und stellte sich schließlich neben eine Frau und ein Mädchen. Die Frau hatte braune gewellte Haare, ihre Tochter dagegen hatte rote, hochgezwirbelte Locken. Sie stellte sich als „Anni“ vor.

Dann trat eine pink gekleidete Frau in die Mitte und sagte: „Bitte, alle mal zuhören! Wir, die Beschützer des magischen Kakaopulvers und somit die Beschützer der Magie, haben ein Problem! Uns wurde gemeldet, dass drei Erdenbürger in unser Candyland eingedrungen sind, jedoch können wir uns nicht erklären, wie es dazu kommen konnte. Wenn also irgendjemand von euch eine Idee hat, wie die Erdenbürger hier hineinkommen konnten, so teilt uns das bitte mit.“

Da hob Mila ihre Hand. „Oh, Mila hast du eine Idee?“ fragte die pink gekleidete Frau. „Ja, mir wurde gestern Nacht mein magisches Kakao-pulver gestohlen. Es tut mir unglaublich leid, ich hatte wohl vergessen die Türe abzuschließen.“

„Das heißt, die Erdenbürger könnten durch dein Kakaopulver in das Candyland gereist sein?“ erkundigten sich die Frauen.

„Das könnte eventuell sein, ja“, merkte Mila leise an. „Oh nein“, hoffentlich haben sie noch nicht viel von unserem wundervollen Reich gesehen! Wir müssen sie so schnell wie möglich finden, sonst ist alles verloren. Denn wenn sie unser Geheimnis herausfinden und das Candyland auffliegen lassen, dann ist die Magie für immer verloren und das wäre schrecklich!“ sagte die immer aufgeregtere, pinke Frau.

„Jeder hier kann uns helfen, also wir teilen euch in Zweiergruppen auf. Marta mit Sandra, Anni und du da“, sie zeigte auf mich, ohne mich wirklich wahrzunehmen, „Mila mit Stella, Pia mit Tina, und Johanna mit Klara“.

Die Einteilung sah vor, dass Gruppe 1 bei den Kakao Quellen mit der Suche begann. Gruppe 2 – also Anni und ich – sollten sich auf den Bereich bei den Zuckerhut Bergen konzentrieren. Während die pinkfarbenen gekleidete Frau weiter sprach, gab Mila mir 2 Brownies und sagte: „Die wirst du brauchen. Verwende sie sparsam und pass gut auf dich auf!“

„Bleib immer in der Kapsel und falls was passieren sollte, sage der Kapsel:

„Heya Hoya jetzt wird's knapp wir zischen lieber ganz schnell ab.“ Das ist ein Warnsignal, damit werdet ihr sofort hierher teleportiert und Stella und ich werden informiert und kommen zu euch.

Aber wenn ihr die Räuber findet, probiert, sie mit den Brownies lahm zu legen. Dann steigt ihr aus der Kapsel aus und sendet das Notsignal ab. Die Eindringlinge erkennt ihr an einer Kette mit einem lilafarbenen Krug darauf.“

„Also dann, viel Glück! Hier ist eure Kapsel!“ „Danke und Tschau Kakao“. „Tschüsli Müsli“. Nach einer Umarmung stiegen die Mädchen in die Kapsel und schon ging es los. Sie flogen direkt zum Zuckerhut Gebirge und stellten dann den Langsamkeit-Modus ein. Anni staunte „Oha, wie nice, das sieht ja aus wie im Bilderbuch: Graue Felsen mit einer Zuckerhaube obendrauf.“ „Ja, echt so, das ist voll cool.“

Als sie gerade über ein großes Tal flogen, rief Anni „Hey guck mal, sind das da unten Einhörner?“ „Ja, lass uns mal näher heranfliegen, oder?“ „Ja, ich habe noch nie in meinem ganzen Leben Einhörner gesehen.“ „Ich auch nicht, aber guck mal, die Hörner von denen sind doch auch aus Zucker, oder?“ „Ja, aber wie ist das möglich?“ „Ich weiß es nicht, aber das sieht echt cool aus.“

Sie flogen weiter und schwebten über einem hohen Felsplateau mit einem eingemeißelten Bonbon, doch ringsherum waren hohe Zuckerhutberge. „Boah, echt schön.“ „Ja, wem sagst du das.“ Weiter ging es über Schluchten, Täler und hohe Berge, bis hin zu einem sehr großen prasselnden Wasserfall.

Die Mädchen landeten mit der Kapsel und überlegten, ob sie aussteigen sollten, denn eigentlich sollten sie die Kapsel ja nicht verlassen. Anni fragte: „Meinst du, es merkt jemand, wenn wir aussteigen, denn wir können ja einfach ein Stück Brownie essen und dann wieder einsteigen.“

„Ich weiß nicht“, antwortete ich. Dann gab ich mir einen Ruck: „Na gut, wir machen es.“ Also öffneten wir die Tür und stiegen aus. „Boah, ist das cool hier“. „Ja, mega.“ Wir zogen uns um und sprangen in das kühle Nass. Da kam Anni auf die Idee: „Komm, wir tauchen mal durch den Wasserfall.“ „Ja, gute Idee.“ Gesagt, getan, sie tauchten ab und tauchten unter dem Wasserfall hindurch. Hinter dem Wasserfall war

ein kleiner Sandstrand. Doch was war das? „Guck mal, eine Höhle!“ „Krass, sowas ist voll selten. Komm, wir gehen mal hinein“

Die Mädchen gingen hinein und mit Hilfe der Sonnenstrahlen, die durch den Eingang schimmerten, bemerkten sie seltsame Zeichnungen an den Wänden. Ein Bonbon mit einem Kreis und Zacken außen herum und nebendran dieses Zeichen, ein lila Krug aus dem Blubberblasen aufstiegen. „Moment mal, ein lila Krug? Das ist das Zeichen der Eindringlinge!“ „Das bedeutet, sie waren hier!“ „Und was soll das hier sein?“ fragte ich, und zeigte auf das Bonbon mit dem Kreis und den Zacken außen herum. „Das könnte vielleicht ein besonderes Zeichen sein.“ „Nein, erinnerst du dich noch an das Felsplateau von vorhin, wo wir drüber hinweg geflogen sind?“ „Vielleicht, war es das, wo so ein Bonbon eingemeißelt war?“ „Ja genau das, und dieses Zeichen könnte doch das Plateau darstellen, oder?“ „Ja genau, der Kreis ist das Plateau und die Zacken sind dann die Berge.“

„Erraten, so muss es sein. Aber was hat das zu bedeuten?“ „Keine Ahnung, vielleicht ist es ein Treffpunkt oder sowas.“ „Kann sein.“ Die Mädels gingen weiter in die Höhle hinein und fanden eine weitere Höhlenzeichnung. „Hey, ich glaube, du hattest recht, da wurden ganz viele Strichmännchen gemalt bis zu dem Bonbon Plateau... und da unten sind Uhren mit Uhrzeiten aufgemalt. Vielleicht sind das die Uhrzeiten, wann sie sich treffen. Gib mir bitte mal mein Handy ich mache ein Foto davon, denn wenn ich die Uhr richtig lesen kann, heißt es, dass die Treffen jeden Samstag, also heute von 16:00 Uhr bis 18:00 Uhr sind, und jetzt ist es 15:35 Uhr! Wenn wir den Turbo Modus anschalten, könnte es funktionieren. Ich informiere die anderen!“ „Wir werden die Räuber finden, sicher?“ „Ja, sicher“.

Also zogen wir uns wieder um, aßen ein Stück Brownie, stiegen in die Kapsel und flogen im Turbomodus zum Bonbon Plateau. Wir landeten hinter einem Busch und beobachteten die verummten Gestalten. Eine

von ihnen trat nach vorne und rief: „Heute werden wir hinter das Geheimnis von Mala von Zuckerstadt und ihren Nachfahren kommen. Das wird eine Sensation! Wir werden es veröffentlichen und reich werden!“

Ich bekam weiche Beine. Und wenn uns jemand sehen sollte? In diesem Moment stieß jemand einen spitzen Schrei hinter ihnen aus. „AAAAAAHHHHHHH SPIONE, HILFE SPIONE!!!!“

Sofort wurde ein Kreis um uns gebildet und ein Mann mit grauen Augen packte mich und fragte: „Wie lange hört ihr uns schon zu?“ Doch wir konnten nicht antworten, uns hatte es einfach die Sprache verschlagen, jedoch war es trotzdem Anni, die als erstes die Worte wieder fand. „Lange genug. Wir wissen, dass ihr die Krug-Räuber seid und dass ihr Candyland verraten wollt.“

Da zwickte ich Anni in die Seite und sah sie mit dem ‚bitte nicht weiter reden Blick‘ an. Nun ergriff ich das Wort: „Also, wie schon gesagt, wir wissen genug und fordern den Krug, der einst von Mala erschaffen wurde und Mila gehört, zurück!“ Da sprach der Mann mit den grauen Augen: „Wieso glaubt ihr, dass wir euch den Krug einfach so mitgeben? Wir sind doch kein Wohltätigkeitsverein!“

Anni sagte, „Ihr müsst ihn uns geben, das seid ihr uns und Mala schuldig, und wenn ihr das nicht tut, wird das ganze Candyland und die Magie auffliegen!“ „Das kann gar nicht sein“, sagte ein anderer Mann in einer dicken Winterjacke. Ich konnte zwar sein Gesicht nicht genau erkennen, aber irgendwo her kam mir die Stimme so bekannt vor. Ich konnte es kaum glauben, aber er war es wirklich: „Opa, bist du das?“ „Ich kann alles erklären, Mia“. „Das musst du nicht, Opa. Du bist Mitglied bei den ‚Krug Räubern‘ und wenn du mich nicht immer so über Mila und Mala ausgefragt hättest, dann würdet ihr keine einzige Information haben. Nun bin ich Schuld.“ „Ach Quatsch, das bist du nicht“, tröstete mich Anni.

Mir standen die Tränen in den Augen und die letzten Worte hatte ich so herausgebrüllt, dass ich nun ein bisschen heiser war. Anni legte mir tröstend die Hand auf die Schulter. Ich war so enttäuscht von Opa. Er hatte mich die ganze Zeit über angelogen. Da fiel mir etwas ein ich rannte zurück zu unserer Kapsel, aß ein Stück Brownie, sodass sich die Tür öffnete. Dann rief ich „Heya Hoya jetzt wird’s knapp, wir zischen lieber ganz schnell ab.“

Nun holte ich noch zwei Brownies und sagte, „die Räuber sollen jetzt lahm werden, dann gibt’s nicht mehr so viele Beschwerden“. Diesen Spruch hatte mir Mila noch bei der Abreise mitgegeben. Und so lagen die Räuber auf dem Boden und konnten sich nicht mehr rühren. Anni klatschte sich mit mir ab, „Super gemacht“, sagte sie, „aber was jetzt?“ Ich meinte: „die anderen kommen bestimmt gleich, ich habe die Kapsel losgeschickt, um sie zu suchen.“

„Super, jetzt müssten sie eigentlich bald kommen.“ „Ja!“ Also blieb uns nichts anderes übrig, außer Warten. Wir warteten jetzt schon mindestens zehn Minuten auf die anderen. Anni verlor langsam auch die Geduld. Da sahen wir am Horizont, wie sich ein Portal öffnete und ganz viele Kapseln herausschossen.

Wir sprangen auf und riefen „Huhu, hier sind wir: Hallo!!!“ Sie kamen näher und landeten schließlich neben uns. Die Türen der Kapsel gingen auf und Mila sprang heraus rannte auf mich zu und umarmte mich. Sie war heilfroh, dass mir nichts passiert war. Sie sah sich um und fragte: „Wie hast du denn die lahm gelegt?“

„Ich habe den Spruch, den du mir gesagt hast, verwendet.“ „Ach ja, stimmt, ich habe dir ja den Spruch verraten.“ „Ja, er war hilfreich.“ Da sagte die pink gekleidete Frau: „Wir sind euch sehr zu Dank verpflichtet“, doch weiter kam sie nicht, denn es passierte etwas, womit niemand gerechnet hatte: Mit einem Mal konnten sich die Räuber wieder bewegen, sie gaben Mila einen randvollen Krug zurück, doch es

geschah noch mehr: Die Räuber schwebten über dem Wasser, einfach so, als würde die Schwerkraft für sie nicht gelten.

Nun wurden sie in eine blaue Kapsel geschlossen und in die echte Welt zurückgebracht. Die Beschützerinnen der Magie standen immer noch auf dem Bonbonplateau und wussten nicht, was gerade passiert war. Alle, außer Mila, sie lächelte glücklich. „Mila, was ist gerade passiert?“ fragte Anni. „Naja, ich habe den Räubern das Wissen über die Magie und das Candyland gelöscht, sowie die Erinnerungen, die Mias Opa an das Kakaopulver hatte.“

„Super“, rief Stella, „jetzt ist die Magie komplett gerettet.“ Also verabschiedeten wir uns von den anderen, stiegen in unsere Kapsel und ungefähr zehn Minuten später waren wir in der Bäckerei. Mila bedankte sich bei mir, doch dann sah sie ein bisschen traurig aus. Sie erzählte mit traurigem Blick: „Hey Mia, du hast mir echt sehr geholfen, aber leider muss ich auch dir deine Erinnerungen nehmen. Es tut mir so leid, aber leider ist es Pflicht und ich hoffe du verstehst das.“ „Ja, das verstehe ich.“

Also schwebte ich für einen kurzen Moment und konnte mich danach nicht erinnern, wieso ich nachts in der Bäckerei Grenzenlos stand. Ich verabschiedete mich von Mila mit „Dann sage ich wohl mal Tschau Kaka“ und hatte noch wunderschöne Sommerferien.

Paula Weber, 12 Jahre

Grenzenlos

Gestern Abend fragte ich mich, was „grenzenlos“ für mich bedeutet.

Grenzenlos ist ein weites Land,
wo Träume fliegen Hand in Hand.
Wo Horizonte sich verlieren,
und neue Möglichkeiten sich bieten.

Grenzenlos ist Zeit und Raum,
ein unendlich weiträumiger Traum.
Es kennt keine Fesseln, keine Mauern,
nur unendliche Weiten, die sich entfalten
und dauern.

Grenzenlos ist auch die Liebe,
die über Hindernisse hinweg sich offenbart.
Sie kennt keine Grenzen, keine Schranken
und lässt uns gemeinsam in die Zukunft wanken.

So bedeutet „grenzenlos“ für mich,
ein Leben voller Freiheit und Glückseligkeit.
Wo Träume fliegen, und die Liebe regiert,
dort ist mein Leben grenzenlos und unbeschwert.

*Prämierte Beiträge aus der Kategorie
Texte für Jugendliche von 13 –18 Jahren*

Charlotte Aguilar Kralisch, 18 Jahre

Selbstteilung

Flach lieg ich
wie eine Fladen Flunder
gläsern für gläserne Augen
Fischaugen die mich auffressen.

Meine Seiten zerschnitten
für die Pupillen, die schwarze
Löcher in die Tinte
meiner Gedanken bohren wollten
von mir, für sie.

Wörter liegen frei verstreut
wie ein Glasmurmelspiel
heb sie auf, lob sie,
lass sie fallen, zersplittern,
zerstör mich Glasmurmelbett
nur ein Spiel ... nur ein Spiel.

Steche deine Worte durch
meine offene Fensterscheibe
schneidend fegender Wind
durch leere Räume
erwartungsvoll liegen sie weiß da.

Meine Vorhänge werden Gardinen
mit Spitze bestickt,
die Fenster bei Nacht beleuchtet,
bei Tag dunkel
Schau doch! Schau, sieh!

Leere mich aus, trink mein Sein,
bitte, trockne Ich aus,
bitte, nein, doch, bitte,
bewerte, begutachte, bevorzuge,
beeindrucktes Du brauche ich,
bitte beachte,
befürworte,
betrachte
mich

Amal Akrah, 16 Jahre

Wenn jeder bereit ist, was zu ändern ...

„Hey, du da drüben, ja du! Was ist das denn auf deinem Kopf? Das gehört sich nicht hier! Wenn du das tragen willst, dann geh doch in dein Land zurück!“, rief ein Mann hinter der 17-jährigen Salam auf der Straße. Als sie sich umdrehte, sah sie einen glatzköpfigen Mann. Dieser hielt ein Kind an der einen Hand, wahrscheinlich sein Kind, und deutete mit der anderen Hand in ihre Richtung. Er sah ihr tief in die Augen und grinste dabei. Das Kind jedoch schaute seinen Vater nur verwundert an. Autos fuhren vorbei und niemand schien etwas mitzubekommen. Auch wenn das sehr verletzend war, war es nicht das erste Mal, dass Salam beleidigt oder blöd angestarrt wurde, dass sie böse Kommentare bekam, seitdem sie sich entschieden hatte, ein Kopftuch zu tragen. Doch irgendwann würde es ihr zu viel werden. Obwohl sie sich dafür entschieden hatte, das Kopftuch einen Teil von ihr werden zu lassen und zu sich selbst zu stehen. Obwohl sie in den letzten Monaten selbstbewusster und stärker geworden war, hatte sie am Anfang Zweifel und Angst, was die Menschen in ihrem Umfeld von dem Kopftuch hielten, ob sie dann anders behandelt werden würde, ob ihr Kopftuch sie von der restlichen Welt abgrenzen würde. „Warum kann ich nicht so sein, wie ich bin? Warum legt die Gesellschaft einen so großen Wert auf ein Kleidungsstück?“, dachte sie sich und drehte sich um, ohne dem Mann große Beachtung zu schenken.

Mit Tränen in den Augen eilte sie nach Hause. Sie wollte so schnell wie möglich dieser Situation entfliehen. Alles um sie herum verlor an Wichtigkeit. Die Geräusche ihrer Umgebung waren nur gedämpft zu hören und ihre nun immer stärker fließenden Tränen nahmen ihr die Sicht. Als sie, so schnell sie konnte, rannte und die rote Ampel beim Überqueren der Straße nicht beachtete, wurde sie von einem rasenden Auto erfasst. Es schleuderte sie ein paar Meter durch die Luft, dann fiel

sie mit einem heftigen Knall auf den Boden. Alles passierte zu schnell. Sie hörte ihr pulsierendes Herz und irgendwann später das Heulen der Sirenen. Ihre Lider wurden immer schwerer und sie hatte keine Kraft mehr, durchzuhalten. Stimmen sprachen auf sie ein, sie solle wach bleiben. Doch trotz ihrer Mühe, fiel sie in ein schwarzes Loch.

Sie öffnete die Augen und schaute sich um. Zunächst war alles leicht unscharf, aber als sie wieder scharf sehen konnte und sich umschaute, nahm ihr die gewaltige Sicht den Atem. Sie konnte ihren Augen kaum glauben, was sie da sah: Eine grüne Wiese mit weißen und blauen Blümchen. Die Sonne stand am höchsten Punkt und beleuchtete diesen Ort. Der blaue Himmel ließ die satten Farben der Wiese noch mehr hervorstechen. Hinter der Wiese sah sie einen Fluss. Sie neigte ihren Kopf Richtung Sonne, schloss die Augen und genoss für eine Weile die angenehme Wärme auf ihrem Gesicht, die ihr das Gefühl von Sicherheit und von Liebe gab. Sie konzentrierte sich auf dieses starke Gefühl und versuchte, ihren donnernden, schmerzenden Kopf zu ignorieren und konnte nun ihre Umgebung intensiv spüren, hören und riechen. Sie hörte das Summen der Bienen und Insekten, das Rascheln der Bäume, ein leises Rauschen von Wasser und das leise Pfeifen des Windes, der ihre Wange streichelte. Das klang wie Musik in ihren Ohren. Es roch nach Frühling und süßem Honigkuchen. „Grrrrr!“, unterbrach ihr Magen diese intensiven Wahrnehmungen.

Dieser Ort war so wunderschön, dass sie vergaß, dass sie an einem fremden Ort war. „Wo bin ich hier und was ist passiert?“, fragte sie sich verwirrt. „Träume ich?“ – Doch alles hat sich echt angefühlt. Sofort fiel ihr der Unfall wieder ein, die starken Schmerzen und das Heulen der Sirenen. Aber wie war sie hier gelandet? Plötzlich verfiel sie in Panik. Sie rannte und rannte und suchte nach einem Ausweg, sie musste nach Hause. Ihre Mutter machte sich bestimmt schon Sorgen. Plötzlich fühlte es sich nicht mehr wie ein schöner Traum an, sondern wie ein Albtraum. Verzweiflung gewann Macht über sie. Tränen flossen schon ihre Wangen hinunter und Schweißperlen bildeten sich auf ihrer Stirn. Die Wiese, die vorhin wunderschön wirkte, war nun un-

endlich groß und ohne Ende, wie ein großes unendliches Gefängnis. Alles verschwamm vor ihr und sie sah wieder nur schwarz.

Piep – piep – piep ...

„Es tut mir leid. Sie hat eine starke Gehirnerschütterung erlitten. Wir können nichts weiter tun als abzuwarten“, sagte ein Mann. Anschließend hörte sie die tränenerstickte, flehentliche Stimme ihrer Mutter: „Oh, meine Süße, bitte wach auf.“ – „Bitte, treten Sie zurück. Salam braucht erstmal Ruhe!“ Wieder die Stimme des Mannes. „Bin ich im Krankenhaus? Meinen sie mich?“, dachte Salam. Sie verlor wieder ihr Bewusstsein. Schließlich befand sie sich wieder an demselben Ort wie davor, nur war sie nicht allein. Vor ihr war eine Menschenmenge. Alle hielten sich an den Händen und tanzten auf eine rhythmische Musik im Kreis. Sie sahen alle unterschiedlich aus, die einen waren klein, die anderen groß. Manche hatten grüne Haut, andere pinke oder sogar golden glänzende Haut. Sie lächelten sich gegenseitig an und tanzten voller Freude miteinander. Sie schienen unterschiedliche Sprachen zu sprechen und dennoch verstanden sie sich alle gegenseitig.

Ein kleines Mädchen mit silbernen langen Haaren, winkte ihr zu und deutete, dass sie sich ihnen anschließen sollte. Salam zögerte kurz, fasste dann aber die Hand des Mädchens. Sie tanzten und tanzten bis zum Sonnenuntergang. Erschöpft setzten sie sich um ein großes Feuer und redeten miteinander. Sie erzählten sich gegenseitig Geschichten. Das kleine Mädchen kam mit zwei Schüsseln Suppe auf Salam zugeeilt. Sie aßen beide die Suppe auf und schauten auf das Feuer.

„Ich bin Musaua. Mein Name bedeutet Gleichheit. Und du? Wie heißt du?“, unterbrach das kleine Mädchen die Stille und lächelte sie an. Erstaunt, wie Salam ihre Sprache problemlos verstanden hatte, antwortete sie: „Ähm, ich bin Salam. Mein Name steht für Frieden.“ – „Du bist nicht von hier, oder?“, fragt Musaua. Salam schüttelte den Kopf und schaute auf ihre Finger herab. „Ich bin immer die Neue.“, dachte sie sich. Musaua streckte die Hand aus: „Willkommen hier in Terra aper-

torum populorum!“ Salam schüttelte ihr die Hand und sie redeten eine Weile lang. Musaua erzählte über die Geschichte dieses Ortes:

„Vor vielen Jahren stritten sich Wesen unterschiedlicher Art immer wieder, weil sie die Unterschiede der anderen nicht akzeptieren wollten, weil sie alle egoistisch und arrogant waren. Sie haben nie miteinander geredet und bauten Grenzen zu den anderen auf. Nicht nur Grenzen wie Sprachen, sondern innerliche Grenzen: Vorurteile, die durch die fehlende Kommunikation entstanden. Doch schau dir uns jetzt an, wir haben diese Grenzen überwunden! Wir lieben uns gegenseitig und jeder ist gleich viel wert. Unsere Unterschiede machen uns besonders. Wäre jeder hier gleich, dann wäre es langweilig. Und weißt du, wie unsere Vorfahren das geschafft haben? Durch Kommunikation und Akzeptanz.“

„Wow! Ich wünschte, es wäre genauso dort, wo ich herkomme. Aber eins verstehe ich noch nicht, wie ihr euch alle verstehen könnt, obwohl ihr verschiedene Sprachen sprecht?“

„Naja, das ist eine lange Geschichte. Das hat was mit einem Zauber zu tun. Davon erzähle ich dir aber ein anderes Mal.“

Unwillkürlich musste Salam darüber nachdenken, ob sie für immer hier bleiben würde und wie sie zu ihrer Familie zurückkommen könnte. Als ob Musaua ihre Gedanken lesen könne, sagte sie: „Du musst dich entscheiden, ob du zurückwillst oder nicht. Wenn du hier bleiben willst, dann musst du die Wirklichkeit verlassen. Nur so kannst du für immer hier bleiben. Und vergiss nicht, du bist hier herzlich willkommen.“

„Ob ich hier leben möchte oder zurück zur grausamen, bitteren Wirklichkeit möchte? Natürlich möchte ich hier bleiben und diese wunderbaren Wesen kennenlernen. Aber ich weiß eins, ich werde meine Familie vermissen, und zwar sehr ...“

Musaua schaute aufs Feuer und sagte leise: „Viele Kinder und Familien wünschen sich, dass es in der wirklichen Welt anders wäre, dass das Leben eines jeden Kindes, eines jeden Menschen gleich viel zählt, dass sie zu sich selbst, zu ihrer Religion und ihrem Aussehen stehen können, ohne Angst zu haben, dass sie benachteiligt werden oder schlech-

ter behandelt werden als andere. Doch das kann nur passieren, wenn jeder mitmacht, wenn jeder bereit ist, was zu ändern.“

Salam sah sie lächelnd an und legte einen Arm um ihre Schultern.

Piep – – –

Salam starb mit diesem Lächeln auf dem Gesicht.

Max Emberger, 18 Jahre

Der Hass hat keine Grenzen, der Hass sieht keine Menschen

Dr. J. M.

Dadi – Unter 150, rechts. Über 150, links. Schwächling, rechts. – *Dada*

Dadu – Klein, Sonderbereich. Freundlich lächeln nicht vergessen. –

Dadum

Param – Gefällt mir, in mein Büro. Kräftig, wird nötige Aufgaben erledigen – *Param*

Parampampampam

Didumdidum

Eine schöne Melodie.

Maria

Eigentlich fuhr ich gerne Zug, doch eigentlich fahren wir nur einmal im Jahr.

Einmal im Jahr, immer zur Sommerzeit, da fahren wir in eine große Stadt, ich wusste nicht, wie sie hieß und mich drängte es auch nicht, es zu wissen.

Das Wetter war immer gut, die Sonne immer hell, die Luft immer gut, die Menschen immer fröhlich.

Eigentlich fuhr ich gerne Zug, doch eigentlich fahren wir immer allein, nur meine Eltern, meine Schwester Rosa und ich.

Diesmal war alles anders.

Die Sonne stand tief und die Luft hatte einen stechenden Geschmack, als hätte jemand vergessen, den Pott auszuleeren und Tage stehen lassen. Es gab Geschrei, so viele kleine Kinder brüllten und schrien

und weinten. Sicher war ihnen langweilig, wir fuhren schließlich schon eine Weile.

Naja, irgendwann mussten wir ja ankommen. Vielleicht war das Wetter dort auch so schön wie bei unseren Ausflügen.

Wohin fuhren wir denn? Warum fuhren wir dorthin? Ich wusste es nicht und ich musste es aber auch nicht wissen, schließlich konnte ich doch nichts daran ändern, weil...

Dr. J. M.

Trilla – Ähnliches Aussehen. Mutter? „Schwester.“ Mein Büro. – *Trallala Dala* – Heute war es schon das dritte Abteil, von denen ich viele durchlasse. – *Daladadi*

Didai – Vielleicht sollte ich etwas genauer unterscheiden. – *Aidadi*

Trala – Es reicht für heute. „Was ist mit den nächsten?“ Brauchen wir nicht mehr – *Trallala*

Hin und her

Nach meiner Wahl

Jedem das Seine

2345

Die Sauna, der Beginn.

Schon bald wir waren gerichtet, unsere Aufgaben uns gegeben.

Anders als die anderen, wir haben es warm, wir haben es warm.

Vorbereitung, Verwertung und Beseitigung. Vorbereitung, Verwertung und Beseitigung.

Vorbereitung, Verwertung und Beseitigung. Vorbereitung, Verwertung und Beseitigung.

Vorbereitung, Verwertung und Beseitigung. Vorbereitung, Verwertung und Beseitigung.

Jede Stunde, jeden Tag, jede Woche, jeden Monat.
Und jede Stunde, jeden Tag, jede Woche und jeden Monat wurden unsere Aufgaben mehr.

Ihr Hunger wird nie gestillt, der Hass kennt keine Grenzen, der Hass sieht keine Menschen.

Maria

Mittlerweile hatte sich die Lage etwas beruhigt.

Immer noch hatten wir weder viel zu essen noch genügend Wasser, um uns alle zu waschen, aber immerhin waren wir eine Gemeinschaft. Ich kannte nahezu alle, die in unserem Zugabteil waren.

Da waren meine Eltern, einige Verwandte und viele, die ich aus der Synagoge kannte. Und sie alle waren hier mit uns und unternahmen diesen Ausflug. Doch aus irgendeinem Grund schien niemand froh darüber zu sein.

Sicherlich, es war etwas überrumpelnd gewesen und meine Eltern meinten, dass wir nichts mitnehmen könnten, weil kein Platz in dem Zug sei, aber es war trotzdem eine Reise und ich mochte Reisen.

Die milchigen Fenster, das immer wieder aufkommende Babygeschrei und der beißende Geruch, als würde man Nadeln einatmen, waren zwar unangenehm, aber das machte uns Kindern nichts aus.

Schließlich hatten wir uns. Eine Zwillingschwester wie Rosa zu haben, ist wie einen Freund zu haben, der immer da ist und einen immer lieb hat.

Doch das schöne Wetter schien immer noch auszubleiben. Wo bist du, Sonne?

Und was war es wohl, was die Erwachsenen so bedrückte?

Dr. J. M.

„Die Infektion hat mittlerweile nahezu die ganze Baracke ergriffen.
Wie sollen wir verfahren?“

Lösen Sie das Problem.

„Wir haben nicht genug Ärzte, um uns um alle zu kümmern und die
Isolation einzelner Infizierten scheint wirkungslos.“

Lösen Sie das Problem.

„Wir. Haben keine Lösung“

Es scheint, als müssten Sie die Baracken säubern. Gründlich säubern.

2345

Einer nach dem anderen,
ein Ding von Wert erblick' ich hier,
ein goldener Zahn erscheint mir dort.

Das glasig Aug,
die stummen Lippen,
vielleicht eine Mutter, vielleicht eine Tochter,
doch übertrat die Grenze zur Hölle,
kein Mensch, kein Wesen nun, nur ein Ding.

Der Hass kennt keine Grenzen, der Hass, er sieht keine Menschen.

Einmal überschritten,
so gibt es kein Zurück.
Heraus, heraus, kein Zucken, keine Regung,
das Leben, schon längst entwichen.

Das Feuerchen, es brennt schon lichterloh,
wir haben es schon kuschlig warm, sie brennen für uns,
ein Mensch, ein Bruder und doch nur ein Körper,
zurück kehrt er zum Staub.

Der Hass kennt keine Grenzen, der Hass, er sieht keine Menschen.

Maria

„Möchtest du mit mir etwas spielen?“, fragte meine Schwester. Somit war es das dritte Mal an diesem Tag, ich war langsam etwas verstimmt und doch nahm ich das Angebot an, denn sonst tat es niemand.

Meine Eltern schienen seit unserer Abfahrt abwesend, meine Mutter lag in den Armen meines Vaters, beide hatten sie einen glasigen Blick, als könnten sie durch die graue, verdreckte Wand des Abteils hindurchblicken. Es war, als sahen sie etwas in der Ferne, was mir verborgen blieb.

Ich konnte es ihnen nicht übel nehmen, mein Vater dachte sicherlich an seinen Weinladen und meine Mutter wollte bestimmt gerne einmal wieder draußen unter strahlender Sonne spazieren gehen, so wie sie es jeden Tag tat. Aber warum tat sie es denn nicht einfach? Warum blieb mein Vater nicht zuhause?

Naja, die Soldaten meinten, er solle mitkommen, aber er hätte sicher sagen können, dass er doch zuhause bleiben müsse und ein Geschäft zu betreiben habe.

Vor allem in letzter Zeit, da sowieso keine neuen Kunden mehr kamen. Nur ein paar Freunde aus der Synagoge kamen manchmal vorbei und ließen sich neue Weine empfehlen. Vielleicht brauchte Vater diese Pause ja auch ein bisschen. Eine kleine Pause würde schließlich niemandem schaden.

Mir wurde nur nicht klar, warum wir so viele Freunde und Verwandte mitnahmen. Und warum meine Eltern trotzdem so traurig aussahen... So schlimm war es nicht. Oder war es so schlimm?

Dr. J. M

Von Braun zu Blau, die Lösung scheint nicht weit.
Ein Tröpfchen ins Äugelein, das Ergebnis, oh hoff ich, es bleibt nicht aus.

*Rechts auf dem Tisch, das Fläschchen, husch husch.
Nun schrei nicht so, bald ist's getan.*

„Doktor, es scheint, als sähe es nichts mehr. Wegräumen?“

*Oh ja, das scheint wohl sinnvoll. Doch nimm zuvor die Äugelein heraus,
ich will die Lösung nicht so leicht aufgeben.*

Maria

Wir waren da, wir waren da!

Ich erwartete die frische Sommerluft und einen angenehmen Duft, doch bis jetzt vernahm ich nur Rauch und harte, harsche, hektische Stimmen außerhalb des Waggons.

Wo waren wir, wo waren wir?

Und plötzlich ging die Türe auf, hinter uns kamen Männer in braunen Röcken und befahlen uns ins Freie zu treten. Ich verstand nicht, warum sie so unfreundlich sein mussten, schließlich waren wir doch hier die Gäste. Und doch folgten alle, ohne Wenn und Aber, und auch ich trat Hand in Hand mit meiner Schwester an die Luft.

Menschen, es waren viele Menschen, die ich erblickte. Alle aufgereiht, davor marschierten Männer mit ernsten Mienen und starren Schrit-

ten. Der Geruch im Zug hatte sich verflüchtigt, an seine Stelle trat ein beißender Rauch, der Augen und Kehle zu verätzen schien. Ich blickte auf und sah Wolken am Himmel, schwarzen Rauch und nur helle Scheinwerfer, eine künstliche, dreckige Sonne, die alles in ein grelles Licht hüllte.

Meine Blicke streiften einen Mann, der auf einem Podest stand, lächelte und keine merklichen Worte von sich gab. Und doch teilte sich vor ihm die lange Reihe an Menschen, die er nur mit Handbewegungen zu dirigieren schien.

Durch Stöße, Schubser, Schläge und Tritte drängte mich die schiere Masse der Menschen, die mit uns aus dem Zug geführt wurden, in die lange Reihe vor dem lächelnden Mann.

Und ich betrat den Boden.

ARBEIT MACHT FREI

Maria/10647

Rosie? Meine Schwester. Rosie? Wo war Rosie?

Da war Rosie. Sie wäre mir fast in der Menge entgangen, doch ich erblickte ihren braunen Haarschopf, der meinem so ähnlich sah. Zusammen würden wir durchstehen, was auch immer uns erwartete.

„Der Todesengel erwartet uns“, flüsterte ein kleiner Junge, er muss etwa in der ersten oder zweiten Klasse gewesen sein. „Was? Was ist ein Todesengel?“, erkundigte ich mich. Ich mochte Engel.

„Er“, spottete einer der Soldaten, die uns aus dem Zug getrieben hatten und deutete auf den netten, lächelnden Mann.

Dr. Josef Mengele

Dadi – Nutzlos, rechts. Brauchbar, links. – Dadum

*Da – Was bist du denn? Ist das deine Schwester? „Ja, Rosa“ Sehr schön,
nach links mit ihnen*

10647

Der nette Mann hatte Rosa und mich zusammen gehen lassen. Das war freundlich.

Aber wir mussten uns trotzdem ausziehen. Das mochte ich nicht.

Und außerdem wollte ich zu meinen Eltern. Anscheinend mussten sich die aber in der anderen Schlange anstellen. Vielleicht wollte sie der nette Doktor, ich glaubte, dass er ein Doktor war, weil ihn jemand so genannt hatte, zuerst untersuchen und wieder auf Trab bringen.

Die letzten Tage waren beide sehr verschwiegen und hatten nicht mit Rosa und mir gesprochen.

„Wo sind meine Eltern?“, fragte ich einen der Aufpasser, die bei unserer Schlange standen.

„Leise, du freche Göre. Die nehmen grade eine schöne Dusche, dann wirst du sie zu Gesicht bekommen.“, zischte er und packte mich am Kragen. Ich versuchte mich zu befreien, jedoch konnte ich mich nicht losreißen. Er führte mich etwas weg von der Menschenmenge, so weit, dass alle Stimmen und jedes Wort verklungen und brachte mich zu einem Gebäude, das nah stand und aus dem Rauch entwich.

Es war warm, fand ich. War etwa doch Sommer? Ich wusste, dass es wärmer werden würde.

„Das“, sprach er bedächtig, „wird dein verdientes Ende sein.“ Er öffnete die Tür und ich begann zu schreien.

Meine Welt brannte und ich mit ihr.

Dr. Josef Mengele

Was schreit sie so, was schaut sie so, was ist sie so?

„Ein Soldat hat ihr das Krematorium gezeigt.“

*Ein Narr. Wie soll ich in Ruhe arbeiten, wenn sie so durcheinander ist?
Zumindest scheint ihre Schwester ruhig. Man reiche mir die Spritze.*

Nun schrei nicht so, bald ists getan, deine Schwester folgt sogleich.

„Wie lange?“

*Ich gebe ihnen eine Stunde, wenn sie danach noch leben, kümmere dich
darum und bring mir ihre Körper. Doch weh dir, wenn sie kalt sein sollten.*

10647

Und ich blickte meiner Schwester noch ein letztes Mal in die Augen,
bevor ich die meinen schloss und die Krämpfe begannen.
Das letzte, was ich spürte, war ein Messer, das tief in meine Brust ein-
drang. Doch ich fühlte keinen Schmerz mehr. Dafür war es zu spät.

Ging es meinen Eltern gut?
Wo war Rosa?

Meine Brust wurde warm.
Warmes Wasser, ein süßer Tee?
Rote Rosen, meine Lieblingsblumen.

Der nette Mann blickte mich an.

*Param
Param
Parampampampam*

Ich hatte Rosa nicht gesagt, dass ich sie liebte.
Ich blickte zu ihr.

Blut.
Ich begann zu schreien.

*Das Leben, so flüchtig, so weich,
gerichtet nach Recht und Ordnung, nach Zucht und Zwang.
Ein Mensch, ein Mensch, ein Mensch
und doch verloren alle Menschlichkeit
auf ewig.*

Meine Schreie waren nicht zu hören.
Sie mischten sich in einen Gesang und verschwammen mit den Todes-
rufen hunderter anderer zu einem einzigen qualvollen Ton.

Das Lied des Todes.

Ich wollte doch nur noch einmal die Sonne scheinen sehen.

Warum? Warum hassten sie mich?

Didumdidum

Jedem das Seine.

Anhang

2345 [fiktionaler Charakter]

Insasse von Auschwitz, Mitglied des Sonderkommandos von Auschwitz (Gruppierung von Häftlingen, die Arbeiten für die Nationalsozialisten verrichten mussten, darunter Plünderung der zum Tode ausgewählten und deren letztendliche Verbrennung und „Entsorgung“. Dieses Sonderkommando wurde eingeführt, um die SS-Leute vor dem psychischen Druck der Massenvernichtungen abzuschildern und die Zeugenanzahl gering zu halten. Bekannt sind zahlreiche Fälle von Wahnsinn bis zum Suizid der Sonderkommandos.)

Maria/10647 [fiktionaler Charakter]

junge jüdische Gefangene, Insasse in Auschwitz

Dr. Josef Mengele [KEIN fiktionaler Charakter]

Dr. Josef Mengele war im Vernichtungslager Auschwitz bis kurz vor dessen Auflösung leitender Lagerarzt, führte dort zahlreiche Selektionen durch und ließ grausame Experimente an den Insassen durchführen. Es ist des Weiteren bekannt, dass er die Selektionen genossen haben, Melodien gesummt und permanent gelächelt haben soll. Außerdem besaß er ein Faible vor allem für Kleinwüchsige und Zwillinge und deren Reaktionen auf Krankheiten/Impfungen/Therapien, widmete sich aber auch der typischen „Rassenforschung“ und versuchte mithilfe von äußeren Eingriffen die Ideologie der „Rassenhygiene“ durchzusetzen. Beispiele sind Versuche, Augenfarben mithilfe von chemischen Substanzen zu ändern und Sterilisationen von „unwürdigen Menschenrassen“. Zu den grausamsten seiner Experimente zählen unter anderem Versuche, gegen Krankheiten wie den „Wasserkrebs“ (Noma) Impfungen zu entwickeln, indem er gesunde Insassen infizierte, welche in der Folge in Massen starben. Aber auch Amputationen an Patienten mit vollem Bewusstsein und Tötungen, nur um Personen sezieren zu können, zählten zu seinen Taten.

Nahezu jegliche seiner Experimente blieben allerdings ohne belegbaren medizinischen Erfolg, dafür sind sie mit umso belegbarer Menschenverachtung getränkt.

Mengele floh nach dem drohenden Anrücken der Roten Armee durch mehrere Konzentrationslager und floh schließlich im Laufe mehrerer Jahre über Oberbayern nach Argentinien und letztendlich Brasilien, wo er bis zu seinem Tod ungestraft verblieb.

Blandine Fachbach, 55 Jahre

Freunde bleiben

Heinrich Tanner, oder Heiner, wie er meist genannt wurde, sitzt im Intercity nach Frankfurt. Er fährt erster Klasse und beginnt gerade, seine Reise zu genießen. Er verreist zum ersten Mal seit vielen Jahren. Die Landschaft fliegt an ihm vorbei, der Sitz ist bequem und so langsam fällt die Anspannung von ihm ab.

Er denkt zurück an den Sonntag vor drei Wochen, als sein geliebter Pauli gestorben war. Dem betagten Hund ging es schon seit einiger Zeit nicht mehr gut. Er war mit ihm beim Tierarzt gewesen und der hatte gemeint, dass der Pauli einfach schon sehr alt sei, und dass man da nichts mehr machen könne. So verbrachte er die letzten Tage mit seinem vierbeinigen Kameraden im Haus und war sich bewusst, dass ihre gemeinsame Zeit nun enden würde.

Dann war Pauli morgens tot in seinem Körbchen gelegen. Heiner war sehr traurig, denn der Hund war die letzten Jahre sein bester Freund gewesen. Als seine Frau Marianne vor vier Jahren nach langer Krankheit gestorben war, hatte er Pauli aus dem Tierheim geholt. Der schwarze Mischlingsrüde war nicht mehr der Jüngste.

Aber Heiner wollte auch keinen jungen Hund mehr. Er wollte einen ruhigen Gefährten und einem Tier ein Zuhause geben, das sonst wohl eher keine Chance mehr hatte, vermittelt zu werden.

Es war ihm bewusst gewesen, dass Pauli nicht ewig leben würde, aber als er nun leblos in seinem Körbchen lag, da war der Abschied doch unglaublich schwer. Er beschloss, den Hund im Garten zu begraben.

Zwischen den Hortensien hob er ein tiefes Loch aus, wickelte den alten Hund liebevoll in seine Decke und legte ihn hinein. Dann schaufelte er Erde über den Vierbeiner und legte zum Schluss einen schön geformten Stein auf das Grab.

Als er so vor der letzten Ruhestätte seines treuen Freundes stand, kamen unwillkürlich die Bilder wieder. Er war schon einmal so vor dem Grab eines Hundes gestanden. Das war, als er noch ein kleiner Junge war. Der Hund hieß auch Pauli. Und auch er war damals sein bester und auch sein einziger Freund gewesen.

Pauli war eigentlich der Hund seines Freundes Karli. Heiner, Karli und Pauli waren unzertrennlich gewesen. Zwei Jungs, die nie zu den anderen Kindern gehört hatten. Zwei Außenseiter. Der etwas ältere Karli blond und groß und schlaksig, Heiner klein und schwächling, mit rötlichen Locken und mit einer runden Brille. Ihre Väter waren schon seit ihrer Schulzeit befreundet gewesen und ihre Söhne waren es nun auch. Wo die beiden Jungs waren, war auch Pauli, der kleine, braune Mischlingsrüde nicht weit. Oft saßen die drei Freunde auf dem Steg, der über den kleinen Bach führte und erzählten sich Geschichten, angelten und teilten sich die leckeren Wurstbrote, die Karlis Mutter immer dick belegte, mit einer Essiggurke darauf. Die anderen Kinder konnten mit den beiden nichts anfangen. Sie wurden oft gehänselt und vor allem der kleine Heiner wurde manchmal auch ziemlich grob behandelt. Doch sein Freund Karli beschützte ihn. Wenn der große Junge sich vor ihn stellte und ein richtig böses Gesicht machte, dann zog die Bande immer kleinlaut ab. Und die beiden Freunde blieben wieder einfach für sich und waren glücklich in ihrer kleinen Welt.

In seine Kindheitserinnerungen versunken, trennte sich Heiner Tanner von Paulis Grab. In diesem Moment beschloss er, dass es nun an der Zeit war, eine Reise anzutreten.

Und nun sitzt er also im Zug zum Flughafen. Die nette Zugbegleiterin kommt vorbei und er bestellt sich ein Bier. Er schaut aus dem Fenster, sieht Dörfer vorbeifliegen, Wälder und Felder und er genießt das Gefühl, auf Reisen zu sein.

Er bekommt sein Bier serviert, so wie es sich gehört, mit einer schönen Schaumkrone. Schon lange hat er einen ersten Schluck nicht mehr so genossen!

Und seine Gedanken wandern wieder zurück. Zu Karli und jenem Tag, als sie beide das Gespräch ihrer Väter belauscht hatten. Hans Krämer und Albert Tanner hatten in der Stube gegessen und ein Bier zusammen getrunken. Und da hatte Karlis Vater gesagt, dass er mit seiner Familie weggehen wolle. Nach Kanada.

Heiner und Karli waren oben auf dem Treppenabsatz gegessen und sie hatten nicht gewusst, wo Kanada war. Sie hatten nicht alles verstanden, was die Väter diskutierten, aber sie spürten, dass es wichtig war. Es ging um einen Mann namens Adolf Hitler und es ging darum, dass sich die Zeiten änderten. Und sie spürten, dass die beiden Männer beunruhigt waren. Karlis Vater versuchte eindringlich seinem Freund zu erklären, dass er einfach gehen musste. Eine Spannung lag in der Luft und die beiden Jungs waren ganz leise.

Sie wussten, dass hier etwas Entscheidendes passierte. Etwas, das ihr Leben verändern würde. Und so kam es dann auch.

Karlis Eltern wollten nicht mehr in Deutschland leben. Sie fühlten sich hier nicht mehr wohl, wollten für ihre Familie ein anderes Leben. Albert Tanner konnte seinen Freund nicht mehr umstimmen und so zog die Familie Krämer eines Tages nach Kanada.

Der Abschied war kurz und die beiden Buben verstanden nicht wirklich, dass sie sich nun nie mehr sehen würden. Karli drückte Heiner die Leine von Pauli in die Hand. „Pass gut auf ihn auf!“, sagte er noch, dann stiegen sie ins Auto und fuhren davon.

Heiner legte seine Arme um den vierbeinigen Freund, drückte sein Gesicht in das weiche Fell. Es war tröstlich, aber trotzdem weinte er.

Nachdenklich trinkt Herr Tanner den letzten Schluck Bier. Draußen zieht monoton die Landschaft an ihm vorbei und in seinem Kopf lebt seine Kindheit wieder auf.

Anfangs hatten die Freunde sich noch geschrieben. Doch dann kam der Krieg und alles wurde anders. Die Briefe wurden seltener. Man hatte damit zu tun zu überleben und Post kam auch nur noch selten an. Und Heiner wusste einfach auch nicht, was er dem Freund schreiben sollte. Würde er verstehen, was in Deutschland vor sich ging? Er verstand es ja selbst nicht.

Oft saß er mit Pauli auf dem Steg, warf Steinchen ins Wasser und dachte an seinen Freund Karli, der irgendwo in einem Land namens Kanada war. Und er träumte von einem Land mit großen Seen, endlosen Wäldern und hohen Bergen, wo es Bären, Elche, Wölfe und Schlittenhunde gab.

Das alles hatte er in einem Buch gelesen, das er sich vom Lehrer Reimers ausgeliehen hatte. Es hieß Wolfsblut und es war unglaublich spannend. Und wenn er genug hatte vom Krieg, dann las er in dem Buch und träumte sich einfach weg. Er konnte es nicht mehr zurückgeben. Der Lehrer Reimers war im Krieg gefallen. Aber es beruhigte Heiner, dass Karli so weit weg war, in einem Land, das Kanada hieß und wo kein Krieg war.

Als er so tief in Gedanken in die Vergangenheit eintauchte, merkte er plötzlich, dass er über Dinge nachdenken konnte, die ihn immer noch schmerzten. Erinnerungen, die er lange vermieden hatte.

Wie über den Tag, als er schießen sollte. Und kläglich versagte. Alle Jungs mussten in die Hitlerjugend. Und er machte auch mit. Er, der Außenseiter tat sich schwer mit dem Gruppenzwang, mit dem Drill. Und dann sollte er auch noch schießen lernen!

Er war immer noch klein und schwächlich für sein Alter und als man ihm das Gewehr in die Hand drückte, da war es so schwer und er konnte es nicht einmal richtig halten. Als sie ihn anschrieten, was für ein Schwächling er sei, da zitterte er und weinte vor Angst. Von da an musste er nicht mehr zum Dienst kommen. Er war abgeschrieben, einfach ein Außenseiter und unnütz für die Gesellschaft.

Heute war er froh darüber, dass er zu schwach zum Schießen gewesen war. Aber damals fühlte er sich schlecht. Zu klein, zu schwach und zu

nichts zu gebrauchen. Nicht zu gebrauchen für den Dienst am Vaterland. Denn das war damals sehr wichtig. Der Dienst am Vaterland. Und zu kämpfen für den Führer. Sein Vater war sehr enttäuscht, ja sogar wütend. Seine Mutter sagte nichts, aber sie sah ihn an und strich ihm zärtlich übers Haar.

Der Krieg wurde immer schlimmer. Auch Albert Tanner war nun Soldat und Heiners Mutter lebte in ständiger Angst. Der Krieg war jetzt auch im eigenen Land und sie mussten immer öfter in den Bunker.

Der Feind flog Angriffe und wenn die Sirenen heulten, flüchteten alle in die Luftschutzbunker.

Pauli durfte nicht mit. Natürlich hatte Heiner große Angst, aber Pauli vor der Tür stehen zu sehen, das war für ihn fast unerträglich. Der treue Hund begriff das nicht. Sein Freund ging weg von ihm und ließ ihn allein. Heiner konnte das verstehen.

Karli hatte ihn auch alleine gelassen. Und auch wenn er inzwischen begriffen hatte, warum Heiners Familie gegangen war, so wäre es doch beruhigend gewesen, den großen Freund jetzt an seiner Seite zu haben. Pauli drehte durch. Die Bomben fielen und der kleine Hund wurde verrückt. Wenn Heiner aus dem Bunker kam, stand Pauli verstört vor der Tür und zitterte. Er hatte treu auf ihn gewartet, ausgeharrt, während die Bomben dröhnend fielen.

Er zitterte jetzt immer. Und er war schreckhaft. Bei jedem Knall raste er verstört los, drehte sich wie irr im Kreis und bellte. Er wich Heiner nicht von der Seite, aber er war nicht mehr derselbe.

Heiner hielt ihn oft im Arm und er spürte, wie der ganze kleine Körper bebte. Der arme Hund kam nicht mehr zur Ruhe. Der treue Pauli war einfach vor Angst verrückt geworden.

Heinrich Tanner laufen die Tränen über die Wangen. Schnell wischt er sie ab. Dann bestellt er sich noch ein Bier. Er zieht seine Reiseunterlagen heraus und liest noch einmal durch, wann sein Flug geht und wann er morgen in Halifax landen wird. Er hat noch eine lange Reise vor sich.

Als es Pauli vor ein paar Wochen so schlecht ging, fühlte sich Heiner sehr einsam. Allein mit dem alten, kranken Hund, hatte er plötzlich das Gefühl gehabt, mit Karli Kontakt aufnehmen zu müssen. Sie hatten sich immer mal wieder geschrieben, zu Weihnachten oder damals, als Heiners Frau gestorben war.

Er hatte die Adresse herausgesucht und einen Luftpost-Brief an seinen alten Freund geschickt. Von seinen Sorgen um den vierbeinigen Kameraden hatte er nichts erwähnt. Er hatte einen leichten Ton angeschlagen. Hatte „einfach so“ mal geschrieben, gefragt, wie es Karli so ginge.

Und Karli hatte sofort geantwortet. Man merkte, dass er sich über den Brief gefreut hatte. Karli hatte ihm vorgeschlagen, ihn doch einmal zu besuchen. So viel Zeit hätte man ja nicht mehr. Er wäre nicht mehr gut zu Fuß und er dachte jetzt oft an früher. Und er würde sich sehr freuen, ihn wieder zu sehen.

Als Pauli dann gestorben war, war Heiner spontan zu dem netten jungen Mann vom Senioren-Computerkurs gegangen und hatte ihm erzählt, was er vorhatte. Zusammen hatten sie die Reise geplant. Sie hatten im Internet Zugtickets organisiert, den Flug gebucht und einen richtigen Reiseplan zusammengestellt, damit er sich zurechtfinden würde. Das war spannend gewesen!

Nun kam ihm zugute, dass er früher viel gereist war. Als Bauingenieur war er auf der ganzen Welt unterwegs gewesen. Er sprach recht gut Englisch, das natürlich etwas eingerostet war. Aber er war zuversichtlich, dass er zurechtkommen würde.

Und nun ist er also unterwegs. Nach Nova Scotia an der kanadischen Ostküste. Nicht in die Wildnis des Yukon, wie in dem Buch von Jack London. Aber zu seinem Freund Karl. Das zerlesene alte Lieblingsbuch hat er dabei. Er hatte es all die Jahre aufbewahrt. Im Flugzeug würde er es lesen.

Jetzt ist er müde. Er schaut auf die Uhr. Noch gut eine Stunde bis Frankfurt. Er würde ein wenig schlafen.

Die Reise war lang gewesen. Heiner Tanner steigt aus dem großen weißen Taxi. Der Fahrer hebt seinen Koffer aus dem Kofferraum und verabschiedet sich freundlich.

Heiner steht vor einem flachen, weißen Haus, das, etwas nach hinten versetzt, an einem Hang steht. Der Blick geht über ein grünes, welliges Tal, durch das sich ein kleiner Fluss schlängelt. Die Landschaft ist schön. Und sie strahlt Frieden aus.

Langsam zieht er seinen Koffer rumpelnd über die unbefestigte Straße und geht an den weißen Lattenzaun.

Da erklingt lautes, wütendes Gebell. Ein kleiner schwarz-weißer Mischlingshund springt aufgeregt am Zaun hoch. Da ertönt eine Stimme, die auf Englisch ruft: „Pauli, (und es klingt wie Poowliiii), lass das! Komm her!“

Heiner geht näher und sieht auf einer Bank auf der überdachten Veranda des Hauses einen Mann sitzen, der neugierig zu ihm herüberschaut. Einen Mann mit weißen Haaren, hager und aufrecht.

„Karli?“, ruft Heiner vorsichtig. Der Mann steht mühsam auf und kommt zögernd näher. Er legt den Kopf schief und sieht ihn forschend an, während der kleine Hund eifrig um ihn herumrennt.

„Heiner?“, fragt der Mann ungläubig, „Heiner, kann das sein?“. Der alte Mann lehnt sich an den Gartenzaun und einen Moment denkt Heiner, er wird gleich zusammenbrechen.

„Ja, Karli. Ich bin es. Heiner Tanner. Dein Freund Heiner aus Deutschland.“ Karli starrt ihn fassungslos an. Dann eilt er ungelentk zum Gartentor und reißt es schwungvoll auf. Er umarmt den alten Freund so stürmisch, dass Heiner beinahe das Gleichgewicht verliert. Der kleine Hund umkreist die beiden dabei aufgeregt und bellt wie verrückt.

„Pauli, hör auf!“, sagt Karli lachend, „das ist doch Heiner! Mein Freund Heiner! Ich kann es kaum glauben! Mein alter Freund Heiner!“ Zusammen gehen die beiden alten Männer langsam zum Haus. Heiner stellt den Koffer ab und die beiden setzen sich auf die Bank.

Zuerst sagt niemand etwas. Dann meint Heiner: „Er heißt Pauli. Mein Hund hieß auch Pauli. Und er ist vor kurzem gestorben. Und dein

Pauli ist damals auch gestorben. Damals im Krieg.“ Er schluckt und reißt sich merklich zusammen. „Er hat ihn erschossen. Dieser Wachmann hat ihn einfach erschossen. Pauli ist verrückt geworden. Wegen der Bomben. Und er hat gesagt, dieser räudige Köter sei ein nutzloser Fresser. Und er hat ihn erschossen.“ Heiner fängt an zu weinen. „Und ich hatte dir doch versprochen, auf ihn aufzupassen!“ Heiner schluchzt auf und spürt eine Hand auf seinem Rücken.

„Ich habe ihn beerdigt. Am Bach unten. Und ich habe ihn verabschiedet. So wie es sich gehörte, damals. Mit Hitlergruß. Ich stand tatsächlich am Grab dieses Hundes mit erhobenem rechtem Arm! Mein Gott, wie furchtbar! Aber ich wusste es doch nicht anders!“

„Heiner, das ist doch alles lange her. Und es war Krieg und du warst nur ein Kind. Und ich bin froh, dass es dich noch gibt. Dass du überlebt hast. Wie schön, dass du da bist!“, erwidert Karli und erzählt weiter: „Und weißt Du, als wir damals weggingen, da hatte ich das Gefühl, dass ich dich im Stich gelassen habe. Klar, ich musste mit, als meine Eltern fortgingen. Aber ich fühlte mich schlecht. Ich war doch der größere, der stärkere von uns beiden.“

Ich musste dich doch beschützen. Ich fühlte mich verantwortlich. Und ich hatte solche Angst, dass dir etwas passieren würde. Wir hörten vom Krieg, von den Bombenangriffen und all dem Schrecklichen. Ich hatte wahnsinnige Angst um dich! Mein Vater hatte auch Angst um euch. Aber er versteckte es hinter seiner Wut auf die Nazis. Er war sich sicher, dass es richtig war, dass er seine Familie in Sicherheit gebracht hatte. Aber er hatte wohl auch ein schlechtes Gewissen, weil er seiner Heimat untreu geworden war und seine Freunde ihrem Schicksal überlassen hatte. Und wohl irgendwie auch, weil es uns hier gut ging.

Pauli hat sich zu Füßen der beiden Männer niedergelassen. Karls Hand liegt auf Heiners Schulter und es fühlt sich an wie früher.

„Bist du nie wieder nach Deutschland gekommen?“, fragt Heiner.

„Ich habe auf dich gewartet. Ich habe immer gedacht, ihr kommt nach dem Krieg zurück.“

Karl antwortet zögernd: „Meine Eltern wollten nicht mehr nach Deutschland. Nach allem, was dort geschehen war. Vater hatte Heimweh. Aber er war wohl auch voller Wut. Auf seine Landsleute und auf sein Heimatland. Und er konnte nicht vergeben. Auch nicht seinem Freund Albert. Und irgendwann waren wir dann auch einfach hier zu Hause.“

Da meint Heiner nachdenklich: „Ich bin auch nicht mehr gerne in Deutschland. Es gibt viel Hass dort. Auf Leute, die anders aussehen, woanders herkommen oder etwas anderes glauben. Manchmal denke ich, es geht wieder los. Es ist anders als damals. Aber sie marschieren wieder. Und man weiß nicht, wohin es führen wird. Ich will das alles nicht mehr erleben.“ Heiner streichelt nachdenklich den Hund. „Und ich fühle mich einsam. Und plötzlich auch sehr alt.“

„Dann bleib doch hier!“, entgegnet Karl, „hier ist man weit weg von allem. Wir könnten fischen gehen. Wir Zwei. Wie in alten Tagen. Und mit Pauli Spaziergänge machen. Und freitags zum Kartenspielen ins Pub. Mein Haus ist groß, es gibt genug Platz. Und wenn dich zu Hause nichts mehr hält, dann pack deine Sachen und zieh zu mir!“

Heiner blickt über die Landschaft, die vor ihnen liegt. Über den Fluss ziehen ein paar sanfte Nebelschleier und die Sonne nähert sich dem Horizont. Es sieht friedlich aus. Es scheint ein guter Ort zu sein. Und zu Hause wartete niemand auf ihn. Der Gedanke hier mit Karli alt zu werden, hat etwas Tröstliches. Vielleicht sollte er einfach hier bleiben. Karli steht schwerfällig auf und meint: „Ich hol uns mal ein Bier und was zu essen.“ Pauli richtet sich kurz auf, streckt sich dann mit einem Seufzer wieder aus und legt seinen Kopf auf Heiners Füße. Karli bringt zwei Dosen Bier und reicht seinem Freund ein längliches Brötchen mit einem darin eingeklemmten Würstchen. Heiner schaut verwundert und meint: „Oh, mit Essiggurken! Fast wie früher die Brote von deiner Mutter!“

„Daran erinnerst du dich noch?“, fragt Karl lachend, „das nennt man Hotdog. Ist hier so eine Art Grundnahrungsmittel. Schmeckt ganz gut

und sogar ich kann es zubereiten.“ Die beiden alten Freunde stoßen an und Heiner sagt nachdenklich: „Karli, ich weiß nicht, warum ich eigentlich zu dir gereist bin. Ich war plötzlich so allein. So verlassen. Wie damals, als ihr fortgegangen seid. Es ist seltsam, aber ich habe mich so nach einem Freund gesehnt. Und ich hatte nie wieder einen Freund wie dich.“

Karli legt den Arm um Heiners Schulter und meint: „Heiner, ich freue mich wirklich sehr, dass du da bist. Wir können die Zeit nicht mehr zurückdrehen. Und das, was war, können wir nicht ändern. Aber wir können das bisschen Zeit, das uns noch bleibt zusammen verbringen. Das wäre schön!“

Heiner nimmt einen großen Schluck Bier und entgegnet dann nachdenklich: „Tja, und zu erzählen haben wir uns ja auch so einiges. Das wird dauern. Ich glaube, ich werde ein bisschen hierbleiben und mich ein wenig umschaun. Ob man hier auch gut fischen kann. Zumindest das Bier schmeckt ja schon mal. Und diese Wurstbrötchen sind nicht schlecht und so schön weich. Genau das richtige für meine alten Zähne!“

Schweigend sitzen die beiden alten Männer nebeneinander. Das Licht schwindet langsam und über dem Fluss hängt nun ein Band aus dichtem Nebel. Es ist beinahe so wie früher. Karli, Heiner und Pauli. Zwei beste Freunde und ihr Hund. Eine alte Freundschaft beginnt neu.

Valentina Kerscher, 15 Jahre

Ein Spätsonntag im Winter

Irgendwann zwischen damals und heute:

Der scharfe, kalte Wind fuhr ihm unter die Uniform. Sein Blick, ausdruckslos in die Ferne gerichtet. Seine Füße bereits taub vom vielen Laufen und der Kälte. Vielleicht waren auch schon einige Zehen abgefroren. Er würde es nicht einmal selbst sagen können. Spüren konnte er sowieso nichts mehr. Seine Finger steckten zwar in Handschuhen, aber die waren so dünn, dass er sie ebenso hätte weglassen können. Es hätte keinen Unterschied gemacht. Getrockneter Schlamm und Blut kleben in seinem Gesicht. Tränen konnte er nicht mehr vergießen. Es war fast, als ob irgendetwas in ihm erkaltet wäre, so wie seine Füße.

Zitternd schleppte er sich die letzten Meter zu ein paar Baumstämmen, die am Rande des Felds lagen. Vorsichtig ließ er sich zwischen zwei davon gleiten. Lehnte sich an einem dritten hinter ihm an und schlang die Arme um seinen Körper. Kurz schloss er die Augen, aber riss sie in der nächsten Sekunde grauenerfüllt wieder auf. Schlafen würde er heute Nacht nicht können. Nun, vermutlich hätte er das sowieso nicht gekonnt, doch jetzt könnte er nicht einmal, wenn er wollte. Er wusste nicht wie sich der Tod anfühlte, auch wenn er ihn jeden Tag sehen musste. Das Sterben ja, von dem wusste er, wie es war. Zumindest wenn man so starb, wie sie. Und es könnte schlimmer nicht sein. Aber wie war der Tod? Er wusste es nicht. Und doch fühlte er sich, als sei er bereits tot. Ausgesaugt, bis nichts mehr von ihm übrig war. Es schien ihm, als seien all die Bilder und Gedanken aus seinem Gehirn gelöscht. Er fühlte keine Zuversicht, keinen Mut, keine Euphorie, kein Vertrauen. Er war so naiv gewesen. Nun fühlte er nicht einmal mehr die Wut, den Hass, die Einsamkeit, die Verzweiflung.

Zwei Vögel schwangen sich über ihm durch den wolkenbehangenen Himmel. Langsam streifte er sich die verdreckten Handschuhe ab und

begutachtete seine Finger. Blau und Rot. Aber noch nicht abgestorben. Vorsichtig griff er in seine Jackentasche und zog einen Brief heraus. Feldpost, die er heute in den frühen Morgenstunden erhalten hatte. Mit zitternden Fingern faltete er das Stück Papier auseinander.

Geliebter Vater,

ich hoffe, es geht dir gut. Wir vermissen dich so sehr. Mama hat heute Morgen deinen Lieblingkuchen gebacken. Ich weiß nicht, wann dich dieser Brief erreicht, aber ich schreibe ihn an deinem Geburtstag. Wir wünschen dir alles Gute! Es ist gerade alles sehr viel. Das Geschäft läuft gut, weil alle was zu essen brauchen, aber es ist sehr anstrengend für uns und Mama. Jeden Abend beten wir für dich und jeden Morgen wenn wir aufwachen gelten alle unsere Gedanken dir. Ich soll dir auch von Mama und meiner Schwester ausrichten, dass sie dich so sehr lieben. Bitte komm wieder nach Hause.

Deine, dich über alles liebende Tochter

Seine Augen flogen wieder und wieder über die Zeilen. Lasen jedes Wort zweimal. Er ließ den Brief sinken, legte den Kopf in den Nacken und schrie. Es war ein schrecklich anzuhörendes Geräusch. Die beiden Vögel waren längst verschwunden, als er wieder verstummte. Sein Rachen fühlte sich nun taub an. Doch jetzt konnte er weinen. Heiße Tränen strömten über seine erkalteten Wangen und er weinte so sehr, dass es ihn vor Schluchzern schüttelte, weil er nicht für sie da sein konnte. Weil sie ihn brauchten und er nicht da war. Weil er sie so schrecklich vermisste. Weil er sie vielleicht nie wiedersehen würde.

Keiner fragte wo er so lange war, als er wieder das Lager betrat. Seine schweren Schritte knirschten im Schnee. Die Dunkelheit hielt langsam über der Welt Einzug. Er lächelte nicht. Doch da war eine seltsame Wärme in seiner Brust, die vorher nicht da gewesen war. Es war vermutlich die eine Sache, die ihn am Leben hielt. Sie war wie ein warmer Mantel an kalten Tagen. Wie eine Umarmung für sein armes, ge-

schundenes Herz. Er wusste, sie war der Grund, warum er überhaupt zurückgekehrt war. Warum er nicht einfach auf dem einsamen Feld geblieben war und dort das Zeitliche gesegnet hatte. Er wagte es nicht, sie zu benennen. Diese eine wertvolle Sache, die nun heller in seiner Brust brannte, als das Lagerfeuer vor seinen Augen. Aber als er sich zu den anderen ans Feuer setzte, hinter deren Augen grenzenlose Leere zu sein schien, steckte er seine klammen Hände in die Jackentasche und umfasste den Brief. Drückte ihn so fest er konnte, als klammerte er sich daran fest und dankte im Stillen seiner Tochter. Dankte dem Feldpostbeamten, ihm den Brief an diesem Morgen übergeben zu haben. Er schaute auf. Fast alle aus der kleinen Runde sahen in die Flammen. Mit blutigen Händen und schmutzigen Uniformen.

Er schloss die Augen. Rief sich das Bild seiner kleinen Familie ins Gedächtnis. Wie sie eines schönen Spätsommertages zusammen auf einer Wiese gelegen hatten. Wie seine Kinder mit roten Wangen und wehen-dem Haar durch das hohe Gras tobten und sich dann neben sie fallen ließen. Es war ihm, als hörte er ihr Lachen in weiter Ferne. Er hörte, wie ihm seine Frau ins Ohr flüsterte wie sehr sie ihn liebte. Spürte die warme Luft auf seiner Haut. Irgendwann spürte er nur noch die Wärme des Feuers, dass ihn völlig umgab. Seine Gedanken rein. Sein Herz voll mit Liebe. Und vielleicht sogar mit etwas Hoffnung. Hoffnung auf eine ungewisse Zukunft. Tief im Inneren hoffte er, dass auch die anderen diesen Funken Hoffnung noch spüren konnten. Dass sie diese unendliche Liebe spüren konnten so wie er es konnte. Dass sie ihnen in die Glieder fuhr so wie spitze Pfeile, ihnen durch jede Zelle ihres Körpers schoss wie Stromschläge, die ihnen wieder Leben einhauchten. Dass sie in ihr Herz drang, bis ganz hinein in ihre schlimmsten Gedanken und sie auslöschte. Dass sie ihr Herz beschützte wie ein Ritter und im Inneren niemals aufhörte, zu sein.

Philip Kirchhof, 16 Jahre

Im Nachhinein scheint alles grenzenlos

In der Kiste lieg ich hier,
die Verwandten über mir
alle scharen sich um den Sarg,
obwohl mich davon kaum einer mag,
wünschen mir das Leuchten des ewigen Lichts,
Doch bereuen tu ich nichts

Zu Lebzeiten war ich nicht sehr nett gewesen,
hab meistens nur die Bild gelesen
gehetzt, gemotzt und die Familie gequält,
habe sogar AfD gewählt
Ab 60 merkte ich in meinem rechten Herzflügel sticht's
Doch bereuen tu ich nichts

Meine Kinder geschlagen, statt sie zu erziehen
das haben sie mir immer noch nicht verziehen
Keine Zeit mit ihnen zum Spielen gehabt
ohne Freude lieg ich nun im Grab

Freunde hatte ich auch fast keine,
einmal im Jahr traf man sich in einer Kneipe (es war eine kleine)
Diese Freundschaft war nicht sehr fest
man hielt sich eigentlich für die Pest
Doch nie über Wichtiges gesprochen
Nie bezahlt, doch immer später zu zahlen versprochen

Als Schüler hab ich nie gelernt,
stattdessen in der letzten Reihe gelärmt
Hat man an meinem Abschluss auch gesehen
Hauptschule 86 geht doch! Hab ich geschrien
Nie was gekonnt bei der Analyse des Gedichts
Doch bereuen tu ich nichts

Familie gegründet wegen geplatzttem Kondom,
Abtreibung versuchte die Dame schon
Hat nur leider nichts gebracht
Alles wegen einer Nacht
Die Sorgen trank ich weg mit billigem Gebräu,
obwohl ich immer noch nichts bereu

Besser wurde es nicht im Alter,
arbeitete beim Finanzamt als Verwalter
9 to 5 für 50 Jahre
mit 30 hatt ich graue Haare
Das Auto seit 20 Jahren nicht mehr neu
doch gibt es nichts was ich bereu

Nun lieg ich hier im Grab,
weil ich mit 70 Jahren ungeliebt starb
Meine Seele über mir,
während ich über mein Leben philosophier
Nie die Chance ergriffen,
mit 16 angefangen zu kiffen,
im Suff ein Kind gezeugt, doch nie etwas bereut
Aus meiner Zeit hab ich nichts gemacht
Alles nur mit Bullshit auf Kosten anderer verbracht

Man hätte viel mehr machen können,
viel mehr Leben können,
viel mehr erleben können,
und man hätte seine Träume wahr machen können,
was Vernünftiges wählen können,
hätte Filmstar, Fußballer, Millionär werden können
Während sie nun meine Ruhestätte zugraben,
vielleicht bereu ich doch, nicht mehr gemacht zu haben

Alicia Kleemann, 15 Jahre

Grenzenlos

*Rote kristallene Blüten. Nektar so süß, wie der süßeste Honig der Welt.
Wirksamstes Heilmittel der Erde gegen –*

Plötzlich schreckte ich von den Aufzeichnungen vor mir auf, als ich einen lauten Knall aus der Küche hörte. „Mutter, geht es dir gut?“, schrie ich vom Dachboden nach unten zu meiner Mutter. Langsam richtete ich mich von dem kühlen Holzboden auf und wartete nervös auf eine Antwort von ihr. Um mich herum lagen unzählige offene Magie- und Geschichtsbücher. Nach einigen Sekunden der Stille raffte ich mich auf meine Beine und hüpfte mit meinen nackten Füßen in Richtung Treppe. Mit hastigen Schritten lief ich sie hinunter und steuerte die Küche an, wo ich Mutter vermutete. Als ich die Küche erreichte, stockte mir der Atem. Da lag ihr lebloser Körper auf dem Boden. „Mama!“, ich ging neben ihr in die Knie und nahm mit zitternden Händen ihren Kopf in meine Hände. Ein dunkelroter Fleck färbte ihre wirren blauen Haare. Mein Blick schweifte durch die kleine Küche und landete ohne viel Zeit zu verschwenden, auf einem Geschirrtuch. Sofort zuckte meine Hand zu dem kleinen Baumwolltuch, um es an die Platzwunde meiner Mutter zu pressen. Mühsam legte ich meine rechte Hand an ihre Wange und fuhr mit meinem Daumen über diese. „Es wird alles gut“, flüsterte ich wie ein Mantra. Ich schwor, dass ich ihr eine Medizin besorgen würde.

Mutter war die beste Frau auf der Welt und es gab nichts in dieser Stadt, dass ihr Leiden stoppen würde. Dieses Reich war verflucht von unseren Vorfahren, die dachten, dass sie uns mit diesem Wall schützen könnten. Eine riesige Mauer umgab unsere Stadt Drodhe. Vor 203 Jahre entschieden unsere Vorfahren, nach dem Krieg des Vergangens un-

ser Volk zu schützen und erschufen mithilfe mächtiger Magier dieses Kraftfeld. Es war dazu bestimmt, uns zu schützen. Anstatt beschützt zu werden, hielt es uns in einem goldenen Käfig, den niemand verlassen konnte. Die einzige Blüte mit dem Wirkstoff gegen die giftigen Zellen befand sich außerhalb dieser Grenzen.

Ein Funken Zorn entfachte sich in meiner Brust. Unerträgliche Hitze stieg in meine Arme und Hände. Meine Gedanken verdunkelten sich. Die Temperatur um mich herum stieg an, woraufhin ich meine Augen gezwungenermaßen zusammenpresste. Schweißperlen liefen meinen Nacken hinunter. Daraufhin griff ich an meinen Nacken. Zischend riss ich meine brennende Hand wieder zurück und öffnete kurzerhand meine Lider. Ein leichter blauer Schimmer schien in meine Augen. Die Venen in meinen Armen leuchteten in einem Ozeanblau und pumpeten die Magie in beide Handflächen. Es wirkte, als zersplitterte meine helle Haut in viele kleine Einzelteile.

Mir wurde gesagt, dass mein Leben mit der verlorenen Magie, die durch mich hindurchfloss, gesegnet war. Ob es wahrhaftig ein Segen war, war mir bis heute unklar. Obwohl es mir unglaublich viele Vorteile verschaffte, sah ich es oftmals auch als einen Fluch an. Wie man diese Kraft beherrschte, musste ich mir von klein auf selbst beibringen. Magieschulen waren viel zu teuer für meine Mutter und mich. Das Geld brauchte sie für die Medikamente.

Mit einem kurzen Schnipsen beendete ich die ungewollte Zauberei und merkte, wie der vorher unbemerkte frostige Windzug abrupt erlosch. Das Glimmen in meinen Unterarmen verschwand und verwandelte sich in eine glatte Menschenhaut zurück.

Den Drang alles um mich herum in Asche zu verwandeln, probierte ich, zu unterdrücken und wandte mich wieder meiner Mutter zu. Sie lag immer noch vor mir auf dem Boden. Ich schlug mit einigen schwa-

chen Schlägen flach gegen ihre Wange, damit sie endlich wieder ihre Augen öffnete. Überraschenderweise flatterten ihre Augenlider und ihre alten grauen Pupillen blickten in meine eigenen. Verwirrt keuchte sie auf und setzte sich auf. „Mutter, warte doch. Nicht so schnell“, sie unterbrach mein Geschwafel und stellte sich auf ihre Beine. Mit Leichtigkeit sprang ich auf, stützte sie von der Seite und begleitete sie die wenigen Meter zu unserem Esstisch, sodass sie sich hinsetzen konnte. Am Holzstuhl neben ihr nahm ich zurückhaltend Platz. Bevor ich anfang zu sprechen, guckte ich auf die Hand, die noch einige Minuten zuvor blau geleuchtet hatte. Voller Bedenken merkte ich an:

„Mutter, es wird von Tag zu Tag schlimmer.“

Ihre schmale und blasse Hand schlich sich in mein Blickfeld und drückte besänftigend meine Schulter: „Acheron, mach dir nicht solch schreckliche Sorgen. Ich werde nun Mal alt.“

Mein Herz wollte ihr Glauben schenken, doch jede Gehirnzelle widersprach dem Gedanken.

Energisch schüttelte ich meinen Kopf und drückte ihre kahlen Finger von meiner Schulter. Ich spürte die beruhigende Hand meiner Mutter nun an meiner Wange. Mit einem lauten Knarzen erhob ich mich vom Stuhl. „Du verstehst es nicht. Diese Stadt ist verflucht. Wir sind gefangen! Ich habe gerade ein Heilmittel in einem von Vaters Büchern gefunden!“, versuchte ich sie zu belehren.

Seitdem mein Vater verschwunden war, war sie die einzige Person auf der Erde, die mir übrig geblieben war. Über die letzten Jahre verzweifelte ich und wurde gleichzeitig ehrgeiziger, ein Heilmittel für sie zu finden.

„Wage es nicht hinter die Grenzen zu gehen“, zischte Mutter mich verbittert an, sodass ich sprachlos einen Schritt zurücktrat. Woher wusste sie, dass ich mich hinter die Grenzen schleichen wollte? Ich erinnerte mich nicht, es ihr gesagt zu haben. Außer sie wusste von dem Buch. *Sie wusste von der Blüte*. Der eiserne Blick von mir haftete am Boden und meine Hände ballten sich zu Fäusten, sodass meine Knöchel weiß hervortraten. „Du wusstest davon“, sprach ich leise zu ihr.

Meine Züge verhärteten sich. „Ich wusste davon“, erklärte sie einfach. War das alles? Mehr nicht? „Du hast nichts dafür getan. Warum?“, ich konnte es nicht ertragen ihr in die Augen zu schauen. „Ich wäre gestorben“, offenbarte sie mir, „Hätte ich dich allein in dieser grauenhaften Welt lassen sollen?“

Unbehagen kam in mir auf. Schon seit langem kursierten Gerüchte über Versuche, die Grenze zu überschreiten. Alle waren gestorben.

„Wenn du es nicht geschafft hast: Dann werde ich es für dich machen“, entschied ich schlussendlich. „Denk nicht einmal dran zu den Grenzen zu gehen“, stand die ältere Frau vor mir schnaufend auf. Dabei hielt ich mich selbst auf, ihr zur Hilfe zu kommen und drehte mich auf meinem Absatz um. Kurz darauf trottete ich in mein Zimmer und kleidete mich für meinen Ausflug.

In meinem Zimmer angekommen erfolgten schnelle Handgriffe zu meiner schwarzen Ledertunika, die ich mir mit einem dicken Gürtel fest um meine Taille zog. Die empörten Schreie meiner Mutter ignorierend, warf ich den dunkelblauen Stoffmantel über meine Schultern und befestigte diesen mit der goldenen Manschette über dem linken Schlüsselbein. Auf beiden Schultern befanden sich dünne schwarze Schulterplatten. Passend auf der Rückseite war zu der pechschwarzen Lederkapuze ein Muster eingenäht. Zuletzt schlüpfte ich in meine Stiefel und öffnete eine der vielen Schubladen in meiner Kommode, worin sich jegliche Art von Tränken befanden. Direkt nebendran wurden zwei meiner gekrümmten Dolche zur Schau gestellt.

Diese tödlichen Schwerter hatte ich nach dem Militärdienst als Präsent bekommen. Winzige Runen waren in die Seiten geritzt. Diese Zeichen sorgten dafür, dass die Klingen für immer meiner Magie folgten. Kein Lebewesen der Welt könnte an diese Meisterwerke herankommen. Vorsichtig berührte ich den gebundenen Griff der Klinge und ließ es geschmeidig in die Scheide an meinem Oberarm gleiten.

Nun ließ ich meinen Blick zu den Zaubertränken schweben. Jede Ampulle war ordentlich nach Kategorie und Wirksamkeit geordnet und hatte ihren eigenen Platz. Ich zog die wichtigsten Flaschen aus der Halterung und schmiss sie in eine kleine Tasche.

Nachdem ich alles eingepackt hatte, hastete ich zu dem offenen Fenster und sprang in unseren kleinen Vorgarten. Das grüne Gras federte meinen Hüpfen seicht ab. Daraufhin rannte ich durch etliche Gassen, um letztendlich auf der großen Hauptstraße zu landen. Die sogenannte Marktstraße zog sich durch ganz Drodhe und war überfüllt mit Menschen und den verschiedensten Ständen. Von Obst bis zu den feinsten Waffen gab es hier alles, was das Herz begehrt.

Die Grenze von Drodhe war um die 20 Kilometer von der eigentlichen Stadt entfernt, und obwohl ich mit meiner Mutter schon sehr weit am Stadtrand wohnte, brauchte ich mindestens fünf Stunden Fußmarsch zur Mauer. Dementsprechend benötigte ich eine Mitfluggelegenheit und ich hatte schon etwas im Sinn. In schnellen Schritten brachten meine Beine mich an das Ende der Marktstraße vor einen Laden. *Candys' Tierhandel*. Hier würde ich mir etwas Kleines für einige Stunden ausborgen. Das zarte Klingeln einer Glocke war in dem Moment zu hören, als ich das Geschäft betrat. Sofort bewegte ich mich unauffällig zum nächsten Bereich, in dem sich die größeren Käfige befanden. Das runde Dach war aus Glas gebaut und in der Mitte war ein Loch, in das die orange Abendsonne hineinschien. Wenige Schritte weiter kam ich zu dem riesigen Gehege, nach dem ich mich gesehnt hatte. Meine Lippen zuckten zu einem Schmunzeln. Die Greife. Eine Spezies voller Mystik. Der Körper und die Hinterbeine eines Löwen, jedoch Kopf, Flügel und Vorderbeine eines Adlers. Der Schwanz schmerzhafte wie eine Peitsche, wenn es dich traf. In dem Gehege zählte ich sieben Greife. Jede dieser Kreaturen wurde mit einer schweren Eisenkette um den Hals an die Holzstreben ihres Geheges angekettet.

Die Szene vor mir erinnerte mich an die Trainingsstunden auf meinem eigenen Greif, als ich damals für vier Jahre in den Dienst gezogen war. Mit leisen Sohlen überkletterte ich den hölzernen Zaun und fiel neben einem schlafenden Greifen hinab.

Ich konnte nur hoffen, dass diese Aktion nicht allzu lange dauerte, denn falls mich jemand im Gehege erwischte, konnte ich meinen Plan vergessen.

Nachdem ich den Dreck von meiner Kleidung abwischte, öffnete der Greif seine Augen und beäugte mich feindselig. Meine Bewegungen stoppten und ich musterte den weiß gefiederten Vogel neben mir. Aus dem nichts schnappte er nach mir mit seinem großen Schnabel. In demselben Moment sprang ich dank meiner Reflexe nach hinten. Im Anschluss schnaubte ich den Vogel wütend an. „Gestörter Vogel“, schimpfte ich ihn an. Die weiblichen hatten ein viel zu großes Ego. Schlagartig holte das Tier mit einem wütenden Laut aus und traf mich beinahe mit seinem Hinterteil. Anscheinend hatte ich das gerade laut gesagt. Ich kapitulierte mit erhobenen Armen und zischte ihr spöttisch entgegen: „Verzeih, Vogeline.“ Nichtsdestotrotz verbeugte ich mich nach kurzer Zeit vor dem weiblichen Vogel und haute mir mit einer geballten Faust auf meine Brust. Damit verdeutlichte ich meine unterstellte Position dem Tier gegenüber. Sie musste mir im Augenblick nur Vertrauen, sodass ich sie satteln konnte. Daraufhin ging ich, in der gleichen Position verharrend, auf sie zu. Den Augenkontakt hielt ich aufrecht und bewegte mich näher zu ihr hin. Als ich mich in ihrer Reichweite befand, stupste ihr Schnabel mich überraschenderweise an. Mit Selbstüberzeugung stellte ich mich wieder gerade hin. Ohne wegzublicken, ließ ich die Magie in meinen Arm fließen und ihre Fessel zerbröckelte in kleine Einzelteile auf den Steinboden. Ausdrucksvoll drehte ich mich zur Wand, an der die Sattel hingen. Grob griff ich nach einem und warf ihn schwungvoll auf die drei Köpfe größere Dame. Flinke Finger zogen jeden Gurt zu.

Gekonnt kletterte ich auf den Sattel und meine Dame breitete ihre prachtvollen Flügel aus, bevor sie uns mit kräftigen Schwüngen durch die Lücke im Dach beförderte. Meine Hände krallten sich in die Zügel, als der Wind heftig in mein Gesicht wehte. Im Himmel angekommen, blendete die schon fast untergegangene Sonne mit ihren letzten Strahlen in mein Gesicht. Der Wind in meinen Haaren ließ mich frei fühlen. Frei von Leiden und Sorgen.

Wir flogen über zig Felder hinweg und meine müden Augen erblickten ein riesiges Monument, das sich zu beiden Seiten weit erstreckte. Der dichte Nebel verdeckte einen Großteil des Bauwerks und erschwerte mir die Sicht. Je näher ich dem Gebilde kam, desto stärker spürte ich die Macht, die von dem Kraftfeld hinter der Mauer ausging. Die Flügel des Greifs flogen höher, bis wir genau vor dem Wehrgang, der ganz oben auf der Mauer lag, glitten. Ein spitz zugehendes Dach aus Holz definierte den Wehrgang. Zwei Soldaten hielten im Moment Wache und liefen, ohne mich zu bemerken, weiter. Schwankend stellte ich mich auf die Sitzfläche des Sattels und stieß mich mit meinen Beinen von dem Vieh ab. In der Luft griff ich nach einer der Holzplanken und hievte mich in den langen Gang. Ich schlich mit leisen Sohlen den Wachen hinterher, die ich vor einigen Momenten noch entdeckt hatte. Geräuschlos zog ich einen meiner Dolche aus der Scheide an meinem Arm, sowie eines der Giftfläschchen aus meiner Tasche. Mit einem kleinen 'plopp' zog ich den Korken mit meinen Zähnen aus der Glasflasche. Rasch schüttete ich den Inhalt auf die Klinge, die die Flüssigkeit knisternd einsog. Ich holte die Zwei-Mann-Truppe ein. Der Puls meines Herzens schlug kräftig in meinen Ohren. Stumm schliff meine Klinge am Oberschenkel des einen und gleich darauf am Arm des anderen. Bevor sie sich umdrehen konnten, sackten beide regungslos zu Boden. Mein Kopf schnellte zur Seite, an der sich das Kraftfeld befand und innerhalb von fünf Schritten stand ich unmittelbar vor der gelb schimmernden Front. Ein großer Schritt ins Nichts würde reichen, um es zu berühren.

Blindlings hob ich meine Hand und streckte meine Finger dem Magiefeld zu. Fasziniert reckte ich mich noch weiter über die Mauer hinweg. Alle meine Sinne waren benommen und ich nahm den unüberwindbaren Schritt und fiel genau in das Feld hinein. Ein entsetzlicher Schmerz durchzuckte mich und ich hing in der Luft. Es kam mir vor als würde von jeder Seite auf mich eingestochen. Licht flackerte vor meinen Augen.

Doch ich kämpfte weiter gegen die Macht an und drückte mich weiter in das Kraftfeld hinein. Der Druck um mich herum steigerte sich. Nicht mal ein Schrei kam aus meinem Mund. Ich zwängte mich weiter und mehr Leiden prasselte auf mich ein, bis auf einmal mein Körper anfang zu fallen. Jeder Schmerz verschwand mit einem Mal. Automatisch schlossen sich meine Augen und ich fiel unkontrolliert in den Abgrund.

Nach Luft schnappend wachte ich auf. Um mich vor den hellen Sonnenstrahlen zu schützen, hielt ich einen Arm über meinen Kopf und sah mich blinzelnd um. Wo befand ich mich? Heißer Sand klebte an meinen Armen. Vor mir rauschte ein lebendiger Fluss. Viele Bäume umringten mich und... Bäume? In der Nähe von Drodhe existierten keine Wälder. War ich endlich außerhalb der Mauern? Übermotiviert stand ich auf und ein Jubelruf entkam mir. „Ich hab’s geschafft!“, mit ausgestreckten Armen drehte ich mich lebensfroh im Kreis. Ein permanentes Lächeln war in meinem Gesicht zu erkennen. So etwas Perfektes hatte ich noch nie erlebt. Das war der Wunsch eines jeden Bürgers von Drodhe. Eine Utopie, die vor unserer Nase existierte, aber die niemand kannte. All das wurde uns vorenthalten. Drodhes Regierung hielt uns in einem Käfig. Sie hielten uns abgeschottet von der Außenwelt. Egal, wie perfekt unsere Stadt am Ende war, waren die Bürger dennoch gefangen.

Vögel verschiedenster Art, die ich nur aus Büchern kannte, flogen unerwartet über meinen Kopf hinweg. Blindlings folgte ich ihnen tiefer

in den Wald hinein und stolperte einen niedrigen Hang abwärts. Mit einigen Schürfwunden landete ich lachend in einer erhellten Lichtung, die aus farbenfrohen Blumen bestand. Während ich auf dem Rücken lag und die herrlichen Düfte der Pflanzen einsog, stach mir eine glitzernde davon besonders ins Auge. Mit meinen Fingerspitzen griff ich nach dem Stängel der Blume und riss sie ab, um sie näher zu betrachten.

Rote kristallene Blüten.

Erinnerungen an das Buch fluteten meinen Kopf. Fassungslosigkeit überkam mich. Rasant ummantelte ich die Blume mit einem Erhaltungszauber und befestigte sie an meinem Umhang. Meine Mutter konnte gerettet werden.

Hoffnungsvoll erhob ich mich von dem Feld und hielt Ausschau nach der grauen Mauer. Normalerweise konnte man sie nicht übersehen, aber der dichte Wald erschwerte mir die Suche, weil die Laub- und Tannenbäume sich weit in die Höhe erstreckten. So konnte ich nicht weitersuchen. Meine Suche würde im Kreis verlaufen. Stiefel am Boden schlurfend, trottete ich in die Mitte des Blumenfeldes. Als ich zum Stehen kam, entfachte ich meine Kräfte in mir. Hierauf stieg die leichte Brise und ich konzentrierte mich auf meinen Geist.

Unsichtbare Fäden umwickelten meine Arme und zogen mich in die Lüfte. An einem hohen Punkt angelangt, erkannte ich die Mauer und steuerte auf diese zu. Mental spürte ich die Stärke und die Macht, die von der reinen Natur ausging. Als könnte ich alles tun. Unter anderem auch das Kraftfeld zerstören. Ich blickte in den Himmel: „Das Kraftfeld zerstören. Das ist es.“

Vor dem Kraftfeld hielt ich genügend Abstand, damit ich es effektiv angreifen konnte. Nichts und niemand konnte das aufhalten, was jetzt folgen würde.

Der erste Energieball traf auf das Kraftfeld. Surrend zeigte sich das Feld in einer hellen Farbe, trotz alledem schien mein Angriff unwirk-

sam gewesen zu sein. Mit beiden Händen formte ich einen weiteren Energieball, der dieses Mal größer und stärker war. Langsame Fingerbewegungen machten ihn noch größer, bis ich ihn abfeuerte. Es war eine kleine Lücke entstanden. Dieses Mal formte ich zwei Weitere und warf sie in die Nähe des entstandenen Loches. Meine Energiereserven wurden knapp. Waghalsig entschied ich mich dazu die Energie des Waldes hinter mir zu kanalisieren. Meine Fingerspitzen richteten sich wieder auf mein Ziel. Massive Massen von Magie stürzten auf den Wall hinab, wobei der Wall weitere Schwächen aufwies. Ein immer größer werdendes Loch bildete sich und die Welt schien zu beben. Plötzlich, als hätte ich einen Knackpunkt gefunden, flackerte die gelbe Mauer und alles hinter ihr fiel zu Boden. Die enorme Steinwand zerbrach in sich selber und Mengen von Staub wurden in die Luft katapultiert. Kleine Fetzen von Stolz kamen in mir hoch.

Auf den Zehenspitzen landete ich auf einem Boden voller grauer Asche. Verwundert starrte ich hinab. Hier war doch noch vor einigen Momenten alles grün, nicht? Ich konnte meinen Augen nicht glauben, als ich hinter mich starrte. Der ganze Wald war kahl und tot. Ungewiss übertrat ich die Linie, die vor einigen Momenten von einem Kraftfeld geschützt wurde. Danach erklomm ich die steinernen Überreste und erblasste. Entsetzt über die Ruinen, Rauchwolken und unfruchtbaren Felder vor mir.

„Hallo, ist hier jemand?“, stotterte ich mit gebrochener Stimme, als ich mit schwachen Knien über die Trümmerhaufen stieg. Mein ganzer Körper bebte. Noch nie hatte ich solch Reue gespürt. Das war mein Werk und ich hatte alles zerstört. Drei Millionen Menschen waren durch meine Hand umgekommen. Ehe ich einen weiteren Schritt machen konnte, fiel ich auf meine Knie und fing an zu schluchzen: „Mama... Es tut mir so leid. Bitte komm zu mir.“ Ich vermisste ihre warmen Arme, die mich vor allen Albträumen schützten. Anschließend fiel ich seitlich auf meinen Rücken und frustrierte Schreie hall-

ten über die Ruinen. Währenddessen packte ich meine dunkelbraunen Haare und versuchte meine Lunge mit Luft zu versorgen.

„Ich habe ein Angebot für dich“, säuselte eine weibliche Stimme nicht weit entfernt von mir. Zitternd schielte ich nach oben und sah eine Frau in mittlerem Alter. Strenge blonde Haare und braune Augen. Sie hatte ein weißes Gewand an, das hinter ihr auf dem Boden schliff. Goldene Schnörkel zierten das Kleid und das Korsett. Sie sprach weiter: „Ich brauche deine Hilfe. Im Gegenzug dazu bringe ich alle zurück. Auch deine Mutter.“ Eine grazile Hand streckte sich zu mir aus. Ohne einen weiteren Gedanken zu verschwenden, ergriff ich sie. „Du hattest die Macht Drodhe Grenzenlos zu machen. Mithilfe deiner Kräfte können wir großartiges erschaffen.“

Emma Maar, 13 Jahre

Ausbrechen

12. Februar, 3228: Meine Füße trommelten auf dem schmutzigen Untergrund, während ich von einem Dach zum nächsten sprang. Vorbei an winzigen Wohnungen, in denen sich veraltete Elektronik stapelte. Vorbei an behelfsmäßig gebauten Plattformen. Unter rostigen Rohren hindurch. Die Stadt flog nur so unter mir hin, getaucht in ewiges Zwielicht. Auf einem Flachdach in der Nähe meines Ziels hielt ich plötzlich inne. An einem kleinen Mauervorsprung flatterte ein vergilbter Steckbrief im Wind.

Ich kam näher und betrachtete die Person, die anhand einer Zeugen aussage gezeichnet worden war.

Grüner Mantel, Fliegerbrille, Graffitimaske und kurze braune Haare, auf der einen Seite länger als auf der anderen. Unter dem Bild stand:

„Gesucht! Für Rebellion und Volkshetzerei!
L!“

Mir entwich ein amüsiertes Schnauben. Das System hatte mich wirklich gut getroffen, das musste ich diesem Diktatorenverein lassen. Und ich musste eine echte Gefahr für sie sein, sonst wäre dieser Zettel nicht hier oben, wo sonst nur Wäsche aufgehangen wurde. Aber ich durfte mich jetzt nicht ablenken lassen. Mein Blick wanderte zur Stadtmauer mit ihren blinkenden Lichtern und bewaffneten Wachen, die bisher noch niemand überwinden konnte. Bis heute. Meine Beine setzten sich wieder in Bewegung. Die Uhr tickte, und ich konnte dieses Drecksloch doch nicht ohne einen letzten Gruß verlassen.

Und während ich so dahinsprang, dachte ich nach. Über die Katastrophe. Über die letzten 20 Millionen Menschen, die sich alle hier in De-

ponia befanden. Über das System, das uns erzählte, dass es außerhalb der Mauer nichts gab als Tod und Elend. Gab es dafür Beweise? Nein. War ich trotzdem die Einzige die offen protestierte? Natürlich.

Eines meiner alten Graffitis tauchte an einer Lehmwand zu meiner Seite auf. Der Spruch „Taten kann man einschränken, Gedanken nicht!“, zusammen mit dem Bild eines Vogels war an die Wand gesprüht. Ich wurde langsamer und rutschte fast von dem rostigen Rohr ab, auf dem ich balancierte.

Im letzten Moment fing ich mich glücklicherweise und lief weiter. Was war heute nur los mit mir? Ich ließ mich die ganze Zeit ablenken, anstatt meinem Plan zu folgen!

Dann, endlich, sah ich das Hochhaus, das die Leinwand für mein finales Werk sein würde. Obwohl „Hochhaus“ etwas zu viel war für den zusammengeflackten Turm, der sich da vor mir in die Höhe streckte. Überall ragten Stützen und Plattformen aus dem gemauerten Gebäude, das praktischerweise auch eine Terrasse samt leerer Wand besaß. Dank präziser Planung hatte ich genau das Zeitfenster erwischt, in dem keine Suchdrohne vorbeikommen und mich entdecken würde.

Sobald ich oben angekommen war, startete ich mein Radio und begann zu sprühen. Ich hatte vorher leider keine Skizzen oder Sonstiges anbringen können, da sie sofort entdeckt und übermalt worden wären, aber ich kam auch so zurecht. Meine Hände bewegten sich wie von selbst, während ich hoch über der Stadt meine Botschaft verewigte. Nach getaner Arbeit trat ich zurück und betrachtete mein Werk. Es war perfekt. So und nicht anders wollte ich in Erinnerung bleiben.

Nun sollte ich eigentlich mit der Seilrutsche auf das Gebäude direkt neben der Mauer fahren, die Farbbombe explodieren lassen, um die Wachen abzulenken und dann über die Mauer springen. Aber stattdessen kletterte ich weiter nach oben, bis ich, den Rücken an die

Wand gepresst, alles überblickte. Die Stadt lag wie ein Flickenteppich vor mir, unglaublich viele verschieden hohe Häuser mit zusammengeflickten Dächern, dazwischen spannten sich Seile und leuchteten Neonschilder.

Hier oben unter dem kupferfarbenen Himmel ließ ich meinen Gedanken und Erinnerungen das letzte Mal freien Lauf, bevor ich die Stadt für immer aus meinem Kopf verbannte.

Die weltweite Katastrophe war sogar noch vor meiner Geburt passiert. Kurz danach hatte das System die Herrschaft übernommen und die Gesetze umgekrempelt. Keiner wagte es gegen die Ungerechtigkeit zu protestieren, und so litten wir einfach still. Wir steckten in dieser geradezu post-apokalyptischen Stadt fest, konnten nicht vor und nicht zurück vor lauter Grenzen. Die Technologie entwickelte sich nicht mehr weiter, verharrte zwischen Hologrammen und Technikschrott, zwischen Drohnen und Flugblättern. Jeder der nicht ins Bild passte, wurde weggeworfen. So wie ich. Meine Augen öffneten sich langsam wieder, als ich mein Denken auf die Zukunft lenkte. Ich würde mich nicht ducken und einfach dahinschwinden. Ich ließ mich nicht brechen. Ich hatte die Grenzen schon oft gesprengt, ich tat es gerade jetzt, und ich würde es immer tun. Ich würde es schaffen. Ich würde frei sein.

Soweit hatte alles funktioniert. Die Wachen hatten mich nicht gesehen, als ich auf dem Gebäude gelandet war, nun musste nur noch die Ablenkung funktionieren. 2...1...Boom! Selbst ich konnte den Knall der Bombe hier oben hören. Alle Aufpasser stürmten sofort mit erhobenen Waffen in Richtung des Tumults, während ich mich aufrichtete. Das war es also. Hier endete es. Ich drehte mich noch ein letztes Mal um, dann sprang ich über den Stacheldraht.

Ich hatte recht gehabt, und das gefiel mir. Um mich herum rauschten Bäume mit grünen Blättern und der Stein, auf dem ich saß, war angenehm warm. Tod und Verderben, ja klar. Vielleicht konnte ich genau

hier meine Hütte zum Leben bauen. Nein, genug gegrübelt für heute. Stattdessen richtete ich meine Aufmerksamkeit auf den Sonnenuntergang. Alles um mich herum lebte und alles schien zu leuchten.

Und dieses Licht ... war grenzenlos.

Mads Mader 13 Jahre

Grenzenlose Freiheit

In grauem Raum
an dunklem Ort
die Gedanken schweiften fort
in einem nächtlich Traum

Ein Mann er sitzt auf einem Bett
wenn er doch nur die Freiheit hätt'
er denkt an sie mit Trauer
denn versperrt hier jeder Weg
durch eine steinern Mauer

Gitterstäbe
kalter Stahl
kein Erbarmen
keine Wahl
sich beugen man muss der Gewalt

Die Wände so trostlos
nicht eine Farb'
die von dem Grau sich abheben mag
nur düster stählerne Trauer

Wie Wolken sie hängt
in diesem Raum
in Stücke gerissen der fröhlich' Traum
von einem befreiten Leben
vergebens jegliches Streben

Zersplittert der Boden
wie Spiegels Glas
von Faust der Verzweiflung
des Wahns
von Faust eines grauen Hahns
der nicht mehr zu schreien vermag

Jeden Morgen mit Blut in der Hand
erschöpft er klagend erwacht
jeden Abend durch Blut im Gesicht
wird er zu Bette gebracht

Und Nacht für Nacht
der Traum erwacht
von einem anderen Ort
der Traum er zieht ihn hinfort

Ein weites Feld
ein dunkler Wald
der Himmel von Wolken bedeckt
und jede, jede Nacht dies Bild wird aufs Neue erweckt

Und erscheint die Gegend doch grau
erscheint die Gegend doch rau
so trägt sie doch einen Gedanken
versteckt in der Gräser Wanken

Sein Blick schweift im Traume zum Horizont
der weit, unerreichbar scheint
ein Gefühl es kommt in ihm auf
welches Freiheit meint

Er schreitet nur weiter durch rauschendes Feld
ein Wort kommt ihm in den Sinn
„Dies Wort es beschreibt diesen Ort
das was ich selbst hier bin“
so denkt er sich im Stillen

Er hebt einen Fuß und setzt ihn herab
das Gras es flüstert leise
es erzählt von seinem Leben
auf seine eigene Weise
während er weitergeht

Die Welt hier kein schöner Sommertag
nicht fröhlich und nicht heiter
und doch hängt das Glück an diesem Ort
und er, ja er geht weiter

Kein Käfig, kein Gitter
was halten ihn kann
keine Mauer
die hält ihn an
auf seinen weiten Wegen

Dieses Glück das auf Freiheit beruht
bestehend aus ewigen Weiten
dieses Glück ruht an diesem Ort
das kann niemand bestreiten

So läuft er und rennt
doch kommt nie ein End'
doch dies ihn nicht trauern lässt
er hält das Glück fest

In großen Zügen atmet er ein
die frisch, befreiend' Luft
hier keine Bürde zu tragen
der Grenzenlosigkeitsduft

Unter seinen Füßen
er weiche Erde spürt
ab und zu ein Grashalm
sich leise neben ihm rührt

Doch leider so schnell wie gekommen
der Traum von der Freiheit so nah
verschwindet wieder im Nebel
der Nächste Morgen ist da ...

Mit Schmerzen erwacht
die Sonne nicht lacht
kein einzig, einzig' Fenster
die Schatten wie Gespenster

Ein grauer Morgen
nicht weggeh'n er kann
man klagte ihn wegen der Meinung an
zu sterben in diesem Raum
um ihm die Stimme zu klau'n

Er sitzt in dem Raum
er kann nicht hinaus
sie rissen ihm die Federn aus
so bleibt ihm das Fliegen verwehrt schon lang' er sich nicht mehr wehrt

Einst schrieb er
er reiste
als Adler er kreiste
seine Stimme die Wahrheit erzählt
er hatte das gefährliche Leben gewählt

So sitzt er nun in seinem Raum
Verpufft jeder Traum
das Gesicht vor Schmerzen zu Stein
er kehrt wohl niemals mehr heim

Und so vergeht der Tag in Einsamkeit
bis die Nacht gekommen
bis der letzte Tropfen Blut ist am Boden geronnen
bis er den Tag vergisst

Kühl die Wände, Boden
dunkel, hart der Raum
er hofft er könnt's vergessen
er hofft es wär' ein Traum

Nun schwere Tränen fließen
tropfen auf die Hand
er wird bald wiederkehren
zurück ins Träumerland
bis zum nächsten Morgen

Die Luft ist klar
der Weg ist weit
an diesem Ort ist keine Zeit
so dass sich's nicht lohnt zu eilen

Doch etwas ist anders
in dieser Nacht
etwas ist anders
er sieht's mit Bedacht

Denn große, steinern' Felsen
sich tot in den Himmel recken
um die Freiheit zu verstecken
um diese gar zu tilgen

Und traurig kündigt an
die Träne die zerrann
erinnert wie's ihm genommen
Träume wie Tränen zerronnen

Nun treten sie auch schon in diese Welt
woll'n ihn der Freiheit berauben
doch diesen, diesen Triumph
wird er ihnen nicht erlauben

Denn zurückerlangt er die Lebenskraft
und jene sie zu beschützen
und diese wird ihm nicht nur hier
sondern in der realen Welt nützen

Nun zurückgekehrt aus der anderen Welt
zurück in seiner Zelle
die Lebenskraft zurückgekehrt
die Wut formt eine Welle

Jetzt grauer Staub er rieselt
wenn alte Kette bricht
die Wände durchzogen von Rissen
zum ersten Mal ein Licht

Starke Schläge treffen Stein
so soll er bald verschwunden sein
die Freiheit als feine Strahlen
der Sonne Wohlbehagen
scheint ruhig durch diese Lücken

Die Wände fallen, keine Rast
bis diese sind zerschlagen
er wird sie zerschmettern alle samt
heut' wird er es wagen

Die Mauer gebrochen
zerschlagen die Wand
die zerrissene Kette in seiner Hand
so tritt er in den Schein

So tritt er in das Licht
das sich in Wärme bricht
er atmet tief die Luft
dies ist der Freiheitsduft

Er sieht nur noch einen stählernen Zaun
der ihn trennt vom grenzenlosen Raum
der ihn wird wohl empfangen
er will dorthin gelangen

Und so steigt er hinüber
über den Zaun
die Welt erstreckt sich gleich seinem Traum
ruhig liegen Wald und Felder

So spürt er die Weite so grenzenlos
keine Mauer die hält
er frei nun auf seinen Wegen
so wie es ihm gefällt

Und hinter sich hört er sie rufen
die Wächter der alten Welt
wo totgeweiht in Trauer
jedes Leben fällt

Nun ist er entronnen
der stählernen Kraft
sie drückte ihn zu Boden
nun ist er wieder frei von Trauer
er will nun hoch nach oben

Er breitet die Arme
ein Vogel zum Flug
lang, lang' ist es her
dass die Luft ihn trug

Federn sprießen
als Vogel er schreit
sein Ruf klingt ewig sein Ruf klingt weit
die grenzenlose Freiheit

Er erhebt sich
erhebt sich in die Luft
fliegt wo er einst gefangen
aus ist es mit dem Bangen

Nun ist er frei
als Adler nun wieder
kreist er und singt seine frohen Lieder

Und wieder einmal
wie ihr seht
ein Phönix aus der Asche entsteht
mit feurig' klarem Ruf
der viel Gutes schuf

Nun schwebt er wieder in Freiheit
die ihm niemand nehmen kann
die grenzenlose Freiheit
zweifelt nun niemand mehr an

Und selbst wenn sie würden ihn fangen
und sperrten ihn wieder ein
so würde es doch nichts bringen
so würd' es vergebens sein
denn den Lebenswillen er wiedererlangt
denn er hatte die Freiheit gesehen

Und so sperrt ihn doch ein
den freien Adler
so sperrt ihn doch ein und schottet ihn ab
doch er wird nie wieder so werden
so traurig, müde und schlapp
denn er hatte die Freiheit gespürt

Magdalena Markreiter, 16 Jahre

Grenzenlos ist Alles und Nichts

Seit Jahrhunderten schon stellen sich Menschen alles Mögliche vor, von Kryptiden in den Appalachen bis hin zu Gott. Ein wirkliches Ende findet sich dabei nie, es kann lange dauern, bis man fertig denkt und schon sprudeln neue Dinge – aus dem Nichts, wie es scheint – in den Kopf. Und egal wer man ist, jeder Mensch ohne Ausnahmen hat schon mit der grenzenlosen Vorstellungskraft der Menschen zu tun gehabt.

Ob nun durch Musik, Literatur, Kunst, alles in der Welt von Menschenhand Gefertigte, entsprang einst den Gedanken einer Person. Jedes Graffiti am Bahnhof, ob nun schön oder nicht, hat sich irgendjemand ausgedacht, der genug Fantasie besaß um sich eine graue, triste Wand in Farbe und voller Leben vorzustellen. Jedes gekritzelte Bild, das vor Farbe nur so überquillt, gehört einem Kind, das genug Kreativität hatte, um ein schlichtes weißes Blatt in ein Tohuwabohu von Formen und Farben zu verwandeln.

Auch in der Welt der Musik ist Fantasie kein Fremdwort, für jeden findet sich eine Musikrichtung, die er oder sie mag. Musik fühlt man im ganzen Körper, solange es die passende Richtung ist, trotzdem hatte auch hier eine begabte Seele die Fähigkeit, ihren Vorstellungen grenzenlosen Ausdruck zu verschaffen.

Vor allem aber Literatur, kann den Visionen der Menschen einen Körper und Leben verleihen. Wie viele Geschichten mit grausamen, blutrünstigen Drachen oder starken, mutigen Kriegerern haben einem als Kind schon die wildesten Dinge in den Kopf gesetzt. Wie oft hat man sich schon gewünscht die Prinzessin seines Lieblingsmärchens zu sein oder ein Abenteuer zu erleben wie der Held in seinem Lieblingscomic?

Also existiert die Vorstellung der Menschen überall und in jeder Zeit. Aber so zeitlos und vor allem grenzenlos wie die Vorstellungskraft im Allgemeinen ist, lässt sie, je älter man wird, immer mehr nach.

Als Kind sieht man die Welt der Erwachsenen einfacher, dafür die eigene umso bunter und wilder. Im Sandkasten ist man ein Archäologe mitten in der Wüste und gräbt Relikte vergangener Zeiten aus.

Im Schwimmbad wird man plötzlich zur Meerjungfrau und erkundet ohne Probleme die Korallenriffe der Bucht. Das Sofa wird zur Festung und der Boden zu einem Burggraben. Ohne jede Zweifel fühlt man seine Fantasie und lebt seine Vorstellung voll und ganz aus.

Wenn man ein Jugendlicher wird, ist es schon deutlich komplizierter. Man steckt fest zwischen dem Älterwerden und dem Teil in einem, der noch ein Kind ist.

Zwischen Schule, der Beziehung, den Freunden und dem Drang sein eigener Mensch zu werden bleibt wenig Zeit die Dinge noch zu sehen wie „damals“. Man will erwachsener sein, reif und lässt nicht zu, dass einem Sachen durch den Kopf gehen, die „nur Kinder“ mögen. Der Druck von außen hilft da nicht wirklich.

Langsam, aber sicher verliert man allmählich die Kraft, sich alles vorzustellen was man will, die Fantasie wird zu Selbstkritik und man ist jetzt „erwachsen“, zu alt für „sowas“.

Dann endlich erwachsen zu sein lässt einem noch weniger Zeit. Die Hektik des Alltags hat keinen Platz für „Träumerei“, man arbeitet jetzt. Vielleicht hat man Familie, aber die Vorstellungskraft findet auch hier keinen Anhang. Man spielt mit den Kindern und merkt „irgendwie habe ich das verlernt, so viel Fantasie zu haben“.

Wenn du dich dann daran erinnerst, wie das Gras grüner war, die Welt bunter und die Träume lebhafter, merkst du wie trist und grau das Leben als Erwachsener aussieht, genau wie die Wand ohne Graffiti aussehen würde.

Du verstehst, wie sehr du deine Kindheit zurückwillst. „Halt“, du denkst dir: „Warum sollte das Leben jetzt nicht mehr so lebhaft sein?“

Das ist es nicht, du hast es nur so wahrgenommen, schau dich um, nichts kann dich aufhalten von den verrücktesten Dingen zu träumen.

Keiner auf dieser Welt verlernt die Kraft seiner Fantasie.
Versuch, die Dinge anders zu sehen, so wie du sie sehen willst.
Nimm dir die Zeit zu träumen, zu denken und Fantasie zu haben.
Niemand kann dir das nehmen.
Deiner Fantasie sind keine Grenzen gesetzt.
Die Vorstellungskraft der Menschen ist grenzenlos.
Sieh die Welt aus deinen Augen.

Charlotte Mohr, 15 Jahre

Der Sprint

Gabriella:

Rennen. Einfach nur rennen. Ich fühlte nichts als das Adrenalin, das wie ein Blitz durch meinen Körper schoss. Meine Beine machten sich selbstständig und ich spürte das erste harte Aufkommen meines Fußes auf dem roten Boden. Eins, zwei, drei, immer mehr Schritte. Immer schneller. Ich schaute mich um und versuchte, meine Konkurrentinnen wahrzunehmen, aber die Welt schoss an mir vorbei wie ein Film in doppelter Geschwindigkeit. Keine Chance etwas zu erkennen. *Alles ist still und ich fühle mich unglaublich schwerelos. Es gibt nur mich und meinen Körper mit der Gewissheit, alles schaffen zu können. Diese Grenzenlosigkeit, diese Freiheit, welche mich umgibt, sobald ich renne. Fokus setzen und weiter, alles andere vergessen.* Das Stimmgewirr der Menschen drang immer lauter zu mir durch.

Es fühlte sich an, als würde ich seit Stunden rennen, und ich genoss es. Meine Sorgen um die Schule, meine Freunde, welche heute hier waren, und vor allem um Jonathan, waren auf einmal so unwichtig, so weit weg. Ich wusste, dass ich mich zu 100 % auf mich verlassen kann, so wie immer. Meine Beine brannten wie Feuer, trotzdem wurde ich immer schneller und schneller. *Noch 5 Meter, gleich habe ich es geschafft. 4, ich darf nicht langsamer werden. 3 Meter, ich kann das! 2 Meter, 1 Meter ...* plötzlich war alles still, so still, dass ich glaubte, meinen eigenen Herzschlag zu hören. Ich spürte einen merkwürdigen, stechenden Schmerz in mein linkes Bein schießen. Es fühlte sich an, als würden tausende von Nadeln in mein Bein stechen, es so kaputt machen, bis ich nichts mehr spürte. Aber ich wollte doch weiter, weiterrennen, über nichts nachdenken müssen, weiter diese Freiheit spüren können. Doch ich spürte nichts. Alles wurde schwarz und ich war gefangen in

einer Schwärze, welche so dunkel war, dass mir schwindelig wurde. *Ich habe doch schon immer Angst im Dunkeln.*

Plötzlich renne ich immer noch und schaffe die letzten Meter übers Ziel. Ich werde langsamer und von lautem Schreien und Rufen zurück in die Wirklichkeit geholt. Als ich mich umschaue, sehe ich abertausende Menschen, die jubeln. Unter ihnen meine Familie und meine Freunde. Ich drehe mich um und sehe zur Tafel, welche mein Leben verändern könnte. Die Tafel, welche mir die Zeit anzeigen kann, mit der ich es endlich geschafft habe. Da, ich finde meinen Namen und mir verschlägt es den Atem: 12 Sekunden und 2 Millisekunden. Das kann nicht sein, das muss ein Scherz sein. Ein Fehler, ein technischer Fehler, ein fataler. Er gibt mir Hoffnung, dass ich es wirklich geschafft haben könnte, endlich das erreicht zu haben, was immer mein größter Traum war, mein größtes Ziel. Plötzlich werde ich von hinten angestoßen und schnelle herum, nur um in die strahlenden Augen meines Trainers zu schauen. „Du hast es geschafft, du hast gewonnen. Hundert Meter in 12 Sekunden und 2 Millisekunden. Ich bin so unglaublich stolz auf dich. „Ich kann es nicht fassen, seine Worte hallen immer und immer wieder durch meinen Kopf. „Du hast es geschafft!“ Ich habe es tatsächlich geschafft! Ich habe das Rennen gewonnen, ich bin Deutsche Meisterin!

Ich schaue mich um und sehe die Gesichter meiner glücklichen Familie, dann reiße ich die Arme hoch und will anfangen zu jubeln. Doch plötzlich kommt kein Ton mehr aus meinem Mund. Ich bekomme keine Luft. Verdammt, warum bekomme ich keine Luft? Ich habe doch gewonnen, ich habe es doch geschafft. Aber plötzlich sieht alles so anders aus, nicht mehr farbenfroh und bunt, sondern grau und dunkel. Es wird still im Stadion. Alle blicken auf mich, und ich schaue an mir herunter, um die Ursache zu finden, warum mich alle so anstarren. Ich will rufen, sie sollen wegschauen, aber meine Stimme ist immer noch weg. Was geht hier vor? Das ist doch mein Traum, und nicht mein Albtraum. Plötzlich höre ich aus weiter Ferne jemanden meinen Namen rufen. „Na endlich“, den-

ke ich und schaue mich um, um die Person zu finden, die mich gerufen hat. Doch da ist niemand. Aber da ist es wieder deutlicher. „Gabriella! Gabriella, wach auf, bitte!“ Ich verstehe nicht, ich bin doch wach, ich stehe doch hier und will mich über meinen Sieg freuen und feiern.

Plötzlich schüttelte mich jemand und alles wurde schwarz. Ich war wieder allein im Dunkeln.

Jonathan:

Ich schaute mich auf der Tribüne um und hielt nach der Familie von Gabriella Ausschau. *Niemand weiß, dass ich heute hier bin. Ich wusste es bis vor fünf Stunden selbst nicht. Doch ich muss das heute tun, ich muss endlich alles mit ihr klären, ihr alles erklären.*

Da, ich entdeckte ihre Eltern und lief zu ihnen: „Hallo, ich bin Jonathan, ein Freund von Gabriella.“ Sie blickten mich verwundert an, rückten dann aber ein Stück und ich setzte mich. Als ich meinen Blick schweifen ließ, sah ich sie endlich. Gabriella stand bereits auf der Tartanbahn und machte sich fertig.

Noch genau zwei Minuten und 46 Sekunden, bis das Rennen losgeht. *Was fühlt sie wohl gerade? Ach, was frage ich mich das, ich weiß es doch. Schließlich hat sie es mir oft genug versucht zu erklären, als wir noch miteinander geredet haben. Doch das tun wir jetzt seit einer Woche nicht mehr. Nicht, seit sie von meinen Gefühlen weiß. Meinen Gefühlen für sie.* Sie bewegte ihren Kopf und blickte in meine Richtung. Und ich fragte mich zum tausendsten Mal, wie man nur so schön sein kann, ohne es wirklich zu wissen. Ich hätte es ihr einfach sagen müssen. 3 Worte. 12 Buchstaben. *Da, noch 30 Sekunden, bis es losgeht.* Ich beobachtete jede ihrer Bewegungen und sah in ihrem Blick nichts als die Entschlossenheit, dieses Rennen für sich zu gewinnen. Und plötzlich verstand ich, was sie mir immer erklären wollte. *Sie tut das nicht für den Ruhm, das Preisgeld oder gar die Beachtung, die man ihr schenken wird. Nein, sie tut das für sich, weil das Rennen ihr das Gefühl von Grenzenlosigkeit gibt: das bedingungslose Vertrauen auf ihren Körper, auf ihren Willen*

und die Gewissheit, alles schaffen zu können. Mein Herz begann zu klopfen. Ich war so aufgeregt, als wäre es mein eigenes Rennen, als ich sie auf ihre Startposition gehen sah. Es wurde still im Stadion und ein ohrenbetäubender Schuss durchschnitt die Luft, es hatte angefangen. Die sechs Mädchen sprinteten los. Gabriella wurde immer schneller und schneller. Ich hielt die Luft an, während sie scheinbar mühelos an ihren Konkurrentinnen vorbeizog. Ich konnte ihre Beine nicht mehr auseinanderhalten, das ganze Publikum jubelte und ich saß da wie erstarrt und hatte höllische Angst um sie. *Was, wenn sie stürzt? So schnell wie sie ist, habe ich sie noch nie rennen sehen.* Noch 5 Meter, so langsam entspannte ich mich. 4 Meter, gleich hatte sie es geschafft. 3 Meter, 2 Meter. Plötzlich sah ich, wie sie ihre Augen aufriss und anfang zu straucheln. Ihre Mutter neben mir schrie auf, als Gabriella auf die Bahn fiel. Eine ihrer Konkurrentinnen rannte gegen sie, konnte sich aber noch fangen. Gabriella krümmte sich. Dann war es, als hätte sich ein Schalter in mir umgelegt. Ich sprang auf und rannte los. Ich rannte so schnell wie noch nie, vorbei an den Zuschauern, vorbei an Gabriellas und meinen entsetzten Freunden, welche mich anschauten, als hätten sie einen Geist gesehen. Bis vor zur ersten Reihe. Ich drückte mich vorbei an den Security-Leuten und sprang über die Abgrenzung. Ich landete auf meinem Knie und riss es mir auf, doch ich spürte den Schmerz nicht. *Ich muss zu ihr, ich darf sie nicht verlieren.* Das klingt paranoid, aber ich hatte solche Angst um sie. Keuchend rannte ich weiter, immer weiter. Es kam mir vor wie eine gefühlte Ewigkeit, bis ich bei ihr war und mich neben sie kniete.

„Gabriella!“ Sie gab keine Reaktion von sich. Ich bekam Panik: „Gabriella! Gabriella, wach auf, bitte!“ Ich schüttelte sie, versuchte sie aufzuwecken. Plötzlich war ihr Trainer neben mir und fühlte ihren Puls, während mich jemand von ihr wegzog. „Was ist mit ihr?“, schrie ich. Ihr Trainer antwortete mir nicht und drehte Gabriella auf den Rücken. Ihre Eltern waren jetzt auch bei uns und ihr Vater Erik lief zum Trainer und fragte panisch, was los sei. Dieser murmelte etwas von verausgabt,

verletztes Bein, Krankenhaus. Seine Worte hallten immer wieder in meinem Kopf nach. Ich wusste nicht mehr, was geschieht, mir wurde schwindelig. *Dieser verdammte Kreislauf! Ich darf jetzt nicht umkippen, ich muss bei Gabriella bleiben und sie beschützen, so wie ich es schon viel früher hätte tun sollen.* Und so fasste ich den Entschluss, nicht mehr von ihrer Seite zu weichen, bis sie wieder bei Bewusstsein wäre.

6 Monate später:

Gabriella:

Ich öffnete langsam meine Augen und blickte in das grelle Sonnenlicht. Es war heiß, kein Wunder, schließlich hatten wir August, meinen Lieblingsmonat. Im August bin ich mein erstes Rennen gerannt und fühlte mich das erste Mal richtig frei, richtig wohl in meiner Haut. „Bist du bereit?“, rief mir mein Trainer von der anderen Seite der Tartanbahn zu. Plötzlich wusste ich nicht mehr, was ich antworten sollte. *Falsch, ich weiß, was ich eigentlich antworten sollte. Aber kann ich es auch? Ich kann nicht einfach „Ja“ rufen. Das kann ich nicht, es würde sich so anfühlen, als wäre alles gut. Als hätten die letzten sechs Monate nicht stattgefunden. Die Schmerzen, die Selbstzweifel, das ständige Gefühl, am Ende zu sein.* Es fühlte sich an, als würde ich mich selbst betrügen, als könnte ich vergessen, was mir geschehen ist. Dabei wusste ich, wussten alle, dass ich das nicht konnte. Nicht, nachdem ich am Tag des verheerenden Rennens im Krankenhaus aufgewacht war und nicht wusste, was geschehen war, mein Bein nicht spürte, mein Kopf dröhnte und mein Leben plötzlich ganz dunkel war. So dunkel, dass ich dachte, nie mehr aus dieser Schwärze rauszukommen. Nie mehr den Boden unter meinen Füßen zu spüren und den Wind in meinen Haaren zu fühlen. Und es dauerte lange, bis ich es wieder konnte. Viele Wochen Reha, viele Physiostunden ermöglichten mir das heute. Ich konnte es immer noch nicht fassen. *Ich stehe hier und soll wieder rennen. Wie früher. Aber was, wenn mir wieder etwas passiert? Was, wenn ich es nicht mehr kann? Was, wenn ich mich nicht mehr auf meinen Körper verlassen kann? Ich*

möchte wieder diese Grenzenlosigkeit spüren, diese Freiheit. Ich hoffe zu sehr, dass ich das auch kann. Mein Herz begann schnell zu schlagen, mein Atem ging unregelmäßig. Ich bekam Angst, solche Angst, dass ich dachte, es würde mich erdrücken.

Plötzlich spürte ich eine sanfte Hand an meiner Hüfte, die mich zu ihr umdrehte. Ich blickte in Jonathans blaue Augen. *Er weiß es. Er weiß, was in mir vorgeht. Er muss es wissen.* Jonathan blickte mich an, schlang die Arme um meinen Körper und zog mich in eine Umarmung. Langsam begann ich, mich wieder besser zu fühlen. Mein Herz begann im Rhythmus von seinem zu schlagen. Er übertrug seine ewige Ruhe auf mich und ich beruhigte mich. „Danke.“, flüsterte ich in sein linkes Ohr. „Danke, dass du in den letzten Monaten immer für mich da warst, mit mir gekämpft hast, gegen den Schmerz. Danke, dass ich meine Sorgen und Ängste mit dir teilen und sie auf deine Schultern laden konnte, ohne dass ich dich fragen musste.“ Ich schluckte und sprach weiter: „Danke, dass du mich nie allein gelassen hast, obwohl ich abweisend zu dir war. Ich liebe dich, Jonathan Wilson. Ich tue es schon, seit du mir im Kindergarten ein Gänseblümchenarmband geschenkt hast. Ich war nur zu feige, um es zuzugeben, es dir zu sagen, doch jetzt bin ich bereit. Ich bin bereit, mit dir zu springen. Ich bin jetzt bereit, diesen Sprint zu rennen, wenn du auf der anderen Seite stehst und mich auffängst. Ich möchte wieder frei sein, mir keine Grenzen mehr setzen müssen. Doch ich möchte das mit dir. Ich kann das nur mit dir. Ich möchte mit dir in den Sternenhimmel schauen und keine Grenzen sehen, keine körperlichen, keine seelischen und keine realen.“ Mir fiel auf, dass mir Tränen über die Wangen rollten, und ich versuchte Jonathan mit verschleiertem Blick in die Augen zu schauen. Dann spürte ich, wie seine Hände meine Wangen umschlossen und meine Tränen abwischten. „Gabiella Lewis, du weißt, ich liebe dich auch. Ich wusste es schon immer. Doch als ich dich auf dieser Tartanbahn liegen sah, wurde mir erstmals klar, wie sehr ich es tue. Wie sehr ich mit dir zusammen sein möchte und wie wenig ich es verkräften

könnte, ohne dich leben zu müssen.“ Ich blickte auf und sah in seine ehrlichen Augen. Dann umarmte ich ihn fest und sagte: „Das möchte ich auch. Doch zuerst muss ich diesen Sprint durchziehen. Ich muss wissen, dass ich es immer noch kann. Dass ich mich immer noch auf mich verlassen kann und keine Angst haben muss.“ Er nickte, blickte mir ein letztes Mal tief in die Augen, ging zur anderen Seite der Tartanbahn und stellte sich so hin, dass er mir in 100 Meter Entfernung genau gegenüberstand.

Ich blickte zu ihm und in mir staute sich ein solches Glücksgefühl an, welches ich noch nie so gefühlt hatte. Ich wusste plötzlich wieder, dass ich alles schaffen kann und fasste einen Entschluss. *Ich werde dieses Rennen meistern, ich werde es durchziehen, ich werde sie wieder fühlen, meine grenzenlose Freiheit.* Dann rief ich meinem Trainer zu, dass ich bereit wäre, stellte mich auf meine Startposition, und als der ohrenbetäubende Knall die Luft durchschnitt, rannte ich los.

Jonathan:

Ich war wie betäubt, als ich auf die andere Seite der Tartanbahn ging. Ich fühlte nichts als das Pochen meines aufgeregten Herzens, welches immer wieder unregelmäßige Sprünge machte. Es war nicht auszuhalten, dieses Glücksgefühl. *Sie hat es wirklich gesagt!* Nicht mal in meinen Träumen hätte ich dies für möglich gehalten. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, dass sich ein Mädchen wie sie für mich interessieren würde. *Sie ist erfolgreich, tapfer und zugleich wunderschön. Und trotzdem hat sie sich für mich entschieden, für mich!*

Als ich auf der anderen Seite der Tartanbahn angekommen war, stellte ich mich gegenüber von Gabriella auf und blickte sie an. Sie rief ihrem Trainer zu, dass sie bereit wäre und machte sich startklar. Der Knall durchschnitt die Luft und Gabriella sprintete los. Es schien, als wäre sie nie weg gewesen, als hätte sie keine sechsmonatige Pause machen müssen. Ich sah, wie sich ein Grinsen auf ihrem Gesicht breitmachte, ich sah, wie sie immer schneller wurde, aber vor allem sah ich, wie

sie losließ. Ich sah, wie ihre Schritte leichter wurden, wie, als hätte sie sich alle Sorgen vom Herzen gerannt. Wie als wäre sie wieder ein unbeschriebenes weißes Blatt Papier, welches nur darauf wartete, mit neuen Erlebnissen und Geschichten beschrieben zu werden. *Und in diesem Moment hoffe ich inbrünstig, dass mein Name oft vorkommen wird, denn ich möchte Gabriella alles geben. Ich möchte ihr zeigen, wo ich meine Grenzenlosigkeit finde. Was mir das Gefühl von Freiheit gibt. Ich möchte, dass sie alles, was mir etwas bedeutet, kennenlernt.*

Ich blickte auf und sah, wie Gabriella dem Ziel immer näherkam. Ich konnte ihren Atem schon auf meiner Haut spüren und breitete meine Arme aus. Sekunden später fing ich sie auf, hob sie hoch und blickte in ihre wunderschönen Augen. Sie strahlten und mir wurde warm ums Herz, als ich sie wieder auf den Boden stellte. Gabriella ging auf Zehenspitzen, lächelte mich glücklich an und flüsterte:

„Danke, danke für alles.“ Sie legte ihre Hände an meine Hüfte und sagte: „Jetzt kennst du meinen Sternenhimmel und ich bin endlich bereit, deinen kennenzulernen.“

Sophia Nebel, 17 Jahre

Liebe kennt keine Grenzen

Ein Schauer durchlief seinen Körper, sein Rücken fühlte sich steif an und von seinem Nacken ging ein klemmender Schmerz aus. Langsam öffnete er die Augen und begann, sich in seinem Stuhl aufzurichten. Das Zimmer lag noch im Dunkeln, nur vereinzelt ließen sich unscharfe Umrisse im Licht des Morgengrauens erkennen. Wie spät war es? Er war doch nicht etwa an seinem Schreibtisch eingeschlafen? Vorsichtig tastete er nach seiner Brille und ging zu dem kleinen Fenster hinüber, welches wie noch am Abend zuvor offenstand und hie und da einem kalten Luftzug Einlass gewährte. Allzu spät konnte es jedoch nicht sein, schließlich brannte draußen in den Straßenlaternen noch Licht, doch schien die Stadt bereits allmählich zu erwachen. Noch einmal durchquerte er das Zimmer auf der Suche nach dem Lichtschalter. Es dauerte etwas, bis sich seine Augen an das grelle Licht der Lampe gewöhnt hatten und er das Blinzeln unterlassen konnte. Nun erschien ihm sein Arbeitszimmer gleich weniger befremdlich. Sein Blick glitt zurück zum Schreibtisch und fiel dabei auf die Uhr, die 5:30 Uhr anzeigte. Auf dem Tisch lagen Zeitungsauszüge und Fotos verstreut, drei leere Kaffeetassen standen dazwischen, eine blaue Krawatte hing vorne über die Kante und das graue Sakko seines Anzugs war über die Stuhllehne gebreitet.

Da kehrte mit einem Mal seine Erinnerung zurück: Gestern, gestern Abend, hatte die Redaktion ihr 175-jähriges Bestehen gefeiert und zugleich den Abschied von Stella, einer Redakteurin aus dem Ressort Politik betrauert, obschon ihr Wechsel von einer regionalen zu einer überregionalen Zeitung eigentlich vorauszusehen war. Letztlich war sie um einiges jünger als er und hatte eben erst ihr Studium abgeschlossen, als sie vor vier Jahren die Stelle in der Redaktion antrat.

Zu Beginn ihrer Arbeit hatte er sie noch regelmäßig getroffen, zumal auch sie anfänglich für das Wirtschaftsressort geschrieben hatte. Doch war sie dann in das Ressort Politik versetzt worden. Ihr Büro war fortan eine Etage höher gelegen als seines und die zufälligen Begegnungen waren seltener geworden. Lediglich in den Redaktionskonferenzen war er ihr noch weiterhin begegnet. Und dennoch, dennoch war es geschehen, hatte es völlig unvermittelt vor gut drei Jahren an dem ersten Tag nach seinem Sommerurlaub geschehen sollen. Für einen Moment sah er sich dorthin zurückversetzt, als wäre es jener Tag: Die Ressortleiterkonferenz war früher angesetzt gewesen als gewöhnlich und er war bereits zu spät in der Redaktion eingetroffen, als er mit der Aktentasche in der einen und der Morgenausgabe in der anderen Hand schnellen Schrittes den Korridor entlang geeilt war, Stella durch die gläsernen Wände der Büros erblickt hatte und unmittelbar hatte stehen bleiben müssen. Sie hatte gerade, jene Morgenausgabe lesend, am Fenster gelehnt, wobei ihre hohe, schlanke Gestalt vom einfallenden Licht sanft umspielt worden war und die blonden Locken leicht zu schimmern begonnen hatten. So hatte sie nun dort gestanden und mit einem Mal aufgesehen. Sie hatte ihn wohl bemerkt, denn ihr Blick hatte sich unmissverständlich auf ihn gerichtet und sie hatte gelächelt, dieses Lächeln hatte ihm gegolten. Da hatte er nicht anders gekonnt, als, trotz aller Eile, von dem Moment gefesselt mitten auf dem Gang, wie er stehengeblieben war, zu verweilen.

Seitdem hatte sich alles geändert. Seitdem empfand er doch tatsächlich etwas wie Liebe für sie, obgleich er nie sonderlich viel von der Liebe gehalten hatte und die Beziehungen, die er in jungen Jahren gepflegt hatte, auch lediglich von kurzer Dauer gewesen waren. Diesmal war es anders, sie war anders, anders als all jene, die er bisher kennengelernt hatte.

Er trat näher an seinen Schreibtisch heran. Dort lag eine Photographie des Redaktionsgebäudes. Er nahm seine Brille ab, hob das Foto auf und betrachtete es. Sein Blick richtete sich auf einen kleinen Fleck, das

war das Fenster ihres Büros gewesen. Seit drei Jahren fuhr er jeden Morgen daran vorbei und sah zu diesem hinauf. Oft hatte dort bereits Licht gebrannt und gelegentlich war sie sogar am Fenster gestanden, als hätte sie auf ihn gewartet. Dann war er ausgestiegen und hatte in ihrem Schatten für einen kurzen Augenblick ausgeharrt, bevor er das Redaktionsgebäude betreten hatte.

Er legte die Fotografie zurück und nahm stattdessen das Bild des Konferenzzimmers. Wie viele unzählige Male war er ihr dort an der Kaffeemaschine begegnet? Wie oft hatten sie dort miteinander gesprochen? Wie sehr hatte er bei jedem dieser Gespräche gehofft, sie zum Lachen zu bringen? Und wie warm war ihm jedes Mal geworden, wenn es ihm gelungen war und ihre blauen Augen das ihnen eigentümliche Strahlen angenommen hatten, welches ihn auf eine Weise in den Bann gezogen hatte, als hätte eine Verbindung zwischen ihnen bestanden.

Auch dieses Foto legte er nun zurück und sah auf die Zeitungsauszüge hinab. Es waren alles von ihr verfasste Artikel, welche er über die Jahre gesammelt und säuberlich ausgeschnitten aufbewahrt hatte. Ihm fiel sogleich ihr erster Artikel auf, der ihn damals irgendwie beeindruckt hatte und jene Reportage, für die sie drei Monate nach Brasilien gegangen war. Jeden Tag hatte er ihr während dieser Zeit eine E-Mail geschrieben, einmal hatte er sie überdies angerufen und jeden Tag hatte er, wenn auch etwas zeitversetzt, eine Antwort erhalten, welche er auch ausgedruckt und bei einem Stapel Leitartikel verwahrt hatte.

Jeden dieser Leitartikel hatten sie gemeinsam an Samstagen für die Sonntagsausgaben geschrieben. Wie schön waren jene Samstage doch gewesen, als die Redaktion fast ihnen alleine gehört hatte. Sie hatten sich immer gegen 8:30 Uhr in seinem Büro eingefunden und gegen 18 Uhr nach getaner Arbeit wieder gemeinsam verlassen. Oft hatte er sie dann noch bis zu ihrem Parkplatz begleitet und sich dort von ihr verabschiedet.

So auch gestern, nur dass diesmal alles anders verlaufen war: Sie hatten die Feier etwas früher als ihre Kollegen verlassen und waren bereits vor ihrem Auto gestanden, da hatte er zaghaft ihre Hand genommen, war einen Schritt näher an sie herangetreten und hatte sie geküsst. So oft hatte er sich das vorgestellt, doch war sie ihm stets unerreichbar erschienen, bis gestern jedenfalls. Mit gestern Nacht waren alle Grenzen zwischen ihnen gefallen und seine Liebe, die all die Zeit und Verhängnisse überdauert hatte, hatte sie in diesem einen Kuss erwidert. Doch sollte es wohl auch der letzte bleiben: Er hatte ihr in die Augen gesehen, sich dann langsam von ihr abgewandt und war aus einem ihm unerklärlichen Grund gegangen, ohne noch etwas gesagt zu haben. Aber er hatte nicht gewusst was oder wie. Und nun war sie fort, vermutlich für immer. Bei diesem Gedanken versetzte es ihm einen Stich ins Herz und eine Träne fiel leise auf einen der Zeitungsauszüge hinab. Er wusste, er würde sie nie vergessen. Er wusste, er würde sie immer lieben und dass sich ein Weg finden ließe, wenn sie füreinander bestimmt wären. Er müsste es lediglich so lange ertragen und er wollte es, ihretwegen. Jäh wurde er aus diesem Gedanken gerissen, als ein Klingeln dumpf ertönte. Es war sein Handy, das unter einem Stapel Zeitungen verborgen lag und auf welchem soeben ein Anruf einging. Es war Stella.

Isona Prats Cruz, 15 Jahre

Die zehn Regeln des Lebens

Ich schaute auf meine Uhr. Ich war mal wieder zu früh da. Aber so war ich nun mal.

1. Regel: Komme niemals zu spät.

Draußen regnete es, also ging ich schon mal ins Restaurant. Ich nannte dem Kellner den Namen der Reservierung und folgte ihm dann. Er brachte mich zu einem etwas abgelegeneren Tisch und schob mir den Stuhl zurück. Ich setzte mich darauf und bedankte mich sehr höflich bei ihm.

2. Regel: Sei immer freundlich zu diesen, die es auch zu dir sind.

Ich schaute auf mein Handy. Keine Mitteilungen. Ich packte es wieder in meine Kleid-Tasche – klingt sehr komisch, aber ich trug einfach ein rotes Kleid mit Taschen – und schaute mich um. Ich saß abgetrennt von der Menge, aber ich konnte sie trotzdem noch beobachten. Einer jungen Frau wurde gerade das Dessert gebracht. Sah aus wie Käsekuchen. Sie war allein und dafür bewunderte ich sie. Sie war so selbstbewusst, allein in ein edles Restaurant zu gehen und sich dabei nicht komisch zu fühlen. Oder auch nicht. Es war leicht, als Außenstehender was zu sagen, aber im Nachhinein wusste man nichts. Vielleicht hatte ihr Partner sie verlassen noch bevor ich gekommen war und sie hatte sich nur was bestellt, weil sie ihre Trauer wegfressen wollte. Oder sie hatte auf jemanden gewartet, der niemals gekommen war und sie war nur hiergeblieben, weil sie noch ein bisschen Hoffnung hatte, dass dieser gewisse Jemand noch kommen würde. Hoffentlich würde das bei mir nicht so sein. Wie auch immer, insgeheim hoffte ich für sie, dass es Option Nummer eins war. Vielleicht hätte ich sie fragen können, aber das wäre unhöflich.

3. Regel: Misch dich niemals in Sachen ein, die dich nichts angehen.

An einem anderen Tisch saß ein altes Paar. Der Frau wurde gerade eine hellbraune Suppe serviert. Eine Suppe. In einem Teller. Bei diesen Wörtern kamen bei mir immer Erinnerungen auf. Es war zwar schon lange her, aber es fühlte sich so an, als wäre es gestern gewesen. Damals wohnte ich noch bei meinen Eltern. Ich war 15, noch so jung und unschuldig. Inzwischen waren sieben Jahre vergangen und ich wohnte in einer stinkenden WG, weil es das Einzige war, was ich mir leisten konnte. Meine Mutter und ich saßen in der Küche und redeten einfach. Ich wusste nicht mehr wie, aber irgendwann kamen wir auf das Thema Regeln. Nicht in dem Sinne, an das Sie gerade alle denken. Es war was anderes.

„Du musst mehr über den Tellerrand schauen. Deine Grenzen überschreiten. Mal was anderes machen. Du folgst zu vielen Regeln, lass dich einfach mal gehen.“, sagte sie damals zu mir.

Was sie oft nicht verstand, war, dass ich nicht irgendwelchen Regeln folgte, sondern meinen eigenen.

4. Regel: Wenn du nicht nach den Regeln anderer spielen willst, stell dir deine eigenen auf.

Natürlich entsprachen viele von diesen den Regeln anderer. Das sagte ich ihr aber nicht, sonst würde ich ja das Argument verlieren.

„Du musst mehr über den Tellerrand schauen“, wiederholte sich ihre Stimme in meinem Kopf.

Aber mal ehrlich, wenn die Suppe überläuft, kann sie doch auch niemand essen. Dieser Spruch war wirklich lächerlich. War dieser Teller nicht dazu da, die Grenzen zu setzen. Anders würde doch niemand ihn haben wollen. Ein Teller ohne Ende. Ein Mensch ohne Regeln. So was konnte man doch eigentlich nicht vergleichen. Außerdem waren es diese, die auf nichts und niemanden hörten, die am Ende im Gefängnis landeten, weil sie irgendwas Illegales getan hatten. Wie sollte man sich dann also loslassen, wenn sogar das System entschieden hatte, wie weit man fliegen durfte? Dafür gab es doch. Es sagte, was legal und illegal war.

Richtig und falsch. Wenn man sich also dagegen entschied, wurde man dafür bestraft. Wahrscheinlich meinte Mutter aber auch nicht das, als sie sagte, ich solle meine Grenzen überschreiten. Sie wollte nicht, dass ich eine Bank überfiel, um reich zu werden. Oder dass ich jemanden umbrachte, weil ich meine Rachege Gedanken auslöschen wollte. Sie meinte es mehr im Sinne von Freunden. Ich solle mich mehr mit ihnen treffen und nicht so viel Zeit in meinem Zimmer beim Lernen verbringen. Aber sogar hier wurde ich bestraft. Wenn ich weniger lernte, bekam ich auch schlechtere Noten. Das Leben war einfach ein Belohnungs- und Bestrafungssystem. Erst der, der es verstand, konnte es richtig befolgen.

„Wünschen Sie schon was zu trinken?“ riss mich der Kellner aus meinen Erinnerungen.

Ich schaute zu ihm hoch und überlegte. Ich hatte noch nicht mal die Karte geöffnet, ich wusste noch nicht, was sie hier anboten. Aber das machte nichts.

5. Regel: Wenn du mit jemandem etwas machen willst, dann fang nicht ohne ihn an.

Ich erklärte dem Kellner, dass ich gerade noch nichts brauchen würde und er ging wieder. Ich holte mein Handy aus der Tasche. Ein verpasster Anruf. Vor keiner Minute. Ich hatte mein Handy stumm geschaltet und ihn wahrscheinlich deswegen nicht gehört. Ich drückte auf „zurückrufen“ und hörte gebannt den einzelnen Klingeltonen zu. Nicht weil sie mich in irgendeiner Weise interessierten, sondern weil ich darauf wartete, dass sie verschwanden und eine andere Stimme ertönte. Eins. Zwei. Drei. Direkt nach dem vierten Ton wurde abgehoben.

„Hey, tut mir leid, dass ich zu spät bin. Es gibt hier gerade Stau, aber ich bin in fünf Minuten da.“, sagte er mit etwas verzweifelter Stimme – dafür hatte er auch jeden Grund, denn er war zu spät und missachtete bereits die 1. Regel.

Erst jetzt fiel mir aber überhaupt auf, dass er schon fünf Minuten Verspätung hatte. Ich war zu sehr in Gedanken vertieft gewesen, sodass ich das nicht mitbekommen hatte.

„Okay, alles klar. Ich sitze bereits am Tisch.“, antwortete ich gefühllos. „Tut mir wirklich leid, ich wusste nicht, dass es Stau geben würde. Ich war pünktlich losgefahren.“, versuchte er noch mit mir zu reden, doch ich legte auf.

Er war zwar pünktlich draußen, aber man musste immer früher gehen. Genau wegen so was. Man musste immer auf jede Unterbrechung gefasst sein. Er verdiente es also nicht von mir entschuldigt zu werden. Ich wusste eigentlich fast gar nicht, warum ich mich mit ihm traf, nach dem was er mir angetan hatte. Na ja, es gab einen Grund.

6. Regel: Gib jedem eine zweite Chance, irgendwann wirst du sie selber brauchen.

Schätze deswegen war es. Ich würde ihm niemals verzeihen, was er mir angetan hatte, aber ich konnte es trotzdem versuchen. Ich konnte das tun, was ich heute so schlimm fand und damals als so trivial ansah. Heutzutage würde ich damit über meine Grenzen gehen, damals war es noch in ihnen enthalten. Denn heute war der Tag, an dem ich versuchen würde, zu lieben. Ich wusste das klang verrückt. Das etwas so Simple einem dann doch so schwerfallen würde. Damals – ich war 13 – war das was Unglaubliches gewesen. Der neue, heiße Junge und das schüchterne, aber hübsche Mädchen. Was ein erbärmliches Klischee. Er war mir am ersten Tag aufgefallen. Mit seinen blonden Locken und den meerblauen Augen. Er war wirklich atemberaubend. Falls wir je zusammengekommen wären oder werden, dann würde er der Hübsche in der Beziehung sein. Es war nicht so, als ob ich hässlich wäre, aber ich war durchschnittlich. Um es noch wie in einem Film auszudrücken: „Alle Jungs wollten mit ihm befreundet und alle Mädchen mit ihm zusammen sein“. Aber anfangs interessierte er sich trotzdem nur für mich. Auf seine Art. Er schaute mich im Unterricht an. Flirtete mit Blicken. Aber er sagte nie ein Wort. Ich war damals noch ein Kind und hatte keine Ahnung, wie das ganze funktionierte, also schrieb ich ihm einfach. Ich hatte seine Nummer aus dem Klassenchat, dementsprechend war es auch nicht so schwer. Eine Zeit lang lief es su-

per. Jedes Mal, wenn ich eine Nachricht von ihm bekam, sprang mein Herz auf. Es war ein schönes Gefühl. Wahre Liebe. Manchmal gab es sogar Momente, da dachte ich wirklich wir wären Seelenverwandte. Er schrieb mir Sachen, die ich ihm wahrscheinlich keine Minute selber geschrieben hätte. Aber, wie ihr euch wahrscheinlich schon denken könnt, nahm das ganze erstmal kein Happy End. Einen glücklichen Moment würde ich trotzdem noch haben. Damals trafen sich die Leute aus unserer Klasse hin und wieder, um Basketball zu spielen und, na ja, an einem dieser Male ging ich tatsächlich mit ihm dort hin. Er holte mich zwar nur von der S-Bahn ab und wir liefen zehn Minuten zusammen – was nichts Neues war, da wir sowieso bereits zusammen nach Hause gegangen waren – aber es war trotzdem schön. Und das war aber auch das letzte Mal. Danach war Funkstille. Er sprach drei Wochen lang nicht mit mir. Dann kam die Nachricht, die alles zerstörte. Kurz gesagt, erklärte er mir, dass er nicht an einer Beziehung interessiert war. Und lang gesagt, brach er mir das Herz. Ich werde nicht ins Detail gehen, dafür war es zu schmerzhaft. Aber manche Sachen musste man einfach auf die harte Tour lernen.

7. Regel: Pass auf, wem du die Macht gibst, dich zu zerstören.

Der Kellner kam wieder an meinen Tisch. Diesmal nicht allein. Ein anderer Mann begleitete ihn.

„Es tut mir unglaublich leid“, sagte er, als der Kellner auch ihm den Stuhl nach hinten schieben wollte, „Danke, aber das kriege ich selbst hin. Sie können jetzt gehen.“, erklärte er ihm mit gemeinem Ton. Damit hatte er offiziell die 2. Regel gebrochen. Wie viele würde er noch missachten?

Ich schaute auf mein Handy. Es waren sieben Minuten seit dem Anruf vergangen. Somit war er sogar noch später als seine Verspätung gekommen. Okay, das klingt komisch, aber was zählte, war, dass er nicht um die abgemachte Uhrzeit hier gewesen war. Ich legte mein Handy wieder in meine Kleid-Tasche, so wie man es mir beigebracht hatte.

8. Regel: Lege dein Handy beim Essen niemals auf den Tisch (dies mag sehr banal klingen, aber es ist trotzdem sehr wichtig).

Er verbrachte noch ganze null Sekunden damit, sich bei mir zu entschuldigen. Es war ihm egal, dass ich hier viel zu lang auf ihn gewartet hatte. Er bedankte sich nicht mal dafür, dass ich nicht ohne ihn angefangen hatte. Er setzte sich einfach hin und steckte seine Nase in die Karte. Ich tat ihm gleich und suchte mir was Leckeres raus. Zu Trinken nahm ich Wasser. Falls der Kellner diesmal kam, könnte ich ihm antworten. Aber ich nahm nichts allzu Großes. Diesen Abend würde ich wahrscheinlich sowieso nicht genießen.

„Ach so, ja, ich will nicht unhöflich klingen, aber ich bin zurzeit relativ knapp bei Kasse, wenn du also heute bezahlen könntest. Ich weiß, dass du mehr Geld hast, als du zu zeigen versuchst.“, sagte er dann.

Ich wusste ich würde es bereuen. Mich auf dieses „Date“ einzulassen, war eine schreckliche Idee. Ich hätte ihn damals einfach nicht ansprechen sollen. Ich saß in der U-Bahn und kam gerade von einem Treffen mit Freunden zurück, als ich ihn erkannte. Ich sprach ihn sofort an und wir fingen an, in Erinnerungen zu schwärmen. Bei ihm hatte das eher eine positive Wirkung, bei mir eine negative. Er hatte das mit uns bereits komplett vergessen. Für ihn war das bloß ein weiterer Flirt gewesen. Glücklicherweise war ich, wer ich war.

9. Regel: Habe immer einen Plan B.

Ich wusste was zu tun war. Ich war mir am Anfang nicht sicher gewesen, aber oft sind es ganz viele kleine Dinge, die einen ändern.

„Natürlich. Aber fürs erste ist es, glaube ich, nicht nötig zu bezahlen.“, ich lächelte ihm verführerisch zu und verschwand in die Toilette.

Ich wartete bei den Waschbecken, sodass er mir, als er reinkam, in die richtige Kabine folgen konnte. Sobald wir beide drinnen waren, verschloss ich die Tür hinter uns und grinste ihm dann zu. Er erwiderte es und wollte mir gerade näherkommen, um weiß Gott was, zu machen, doch ich war schneller und tat das, was ich schon längst hätte tun sol-

len. Ich legte das Messer, welches ich vom Tisch mitgenommen hatte, frei und stach ihm damit direkt ins Herz. Er hatte mir meins gebrochen und jetzt brach ich seines. Ich sagte kein Wort. Rache servierte man kalt. Er verdiente es nicht zu erfahren, warum er gestorben war. Er verdiente gar nichts. Okay, vielleicht eine Sache schon. Den Tod.

10. Regel: Scheiß auf die Regeln, tue einfach das, worauf du gerade Lust hast.

Ich schätze so kann man auch seine Grenzen überschreiten. Über den Tellerrand hinausschauen. Sich loslassen. Wir hatten gesagt, es gäbe zwei Varianten. Legal und illegal. Aber man konnte es nicht in richtig und falsch trennen. So sehr das System das versuchte, würde es niemals Recht haben, nur Macht. Es entschied, wo die Grenzen lagen. Und diejenigen, die sie nicht beachteten, wurden dafür bestraft. So wie ich. Ich hätte versuchen können, meine eigenen Regeln zu brechen und jemanden zu lieben, aber das war lange nicht mehr möglich. Stattdessen konnte ich jedermanns Regeln missachten und jemanden umbringen. Nicht einfach so. Es war pure Rache. Aber er verdiente den Tod und nicht die Liebe. Ich hätte das schon von Anfang an wissen sollen, dann hätte ich mir diese Sauerei sparen können. Ich trug zwar ein rotes Kleid – mit Taschen –, aber es hatte trotzdem nicht ganz den richtigen Rotton getroffen und jetzt war dort ein grässlicher Fleck.

Tina Schlegel, 50 Jahre

In der Musik sind sie unendlich

Jeder Schritt trägt Endgültigkeit, denkt er, den Blick auf den Boden gerichtet. Die feinen Schneeflocken, bei jeder Berührung singen sie. So kommt er an, in Theresienstadt, im Dezember 1941. Er ist 21 Jahre alt und hat den Kopf und das Herz voller Ideen. Gibt er sie verloren, ist er verloren, also hält er sie fest, tanzt in Gedanken mit seiner Schwester und seinen Eltern: Seht alle her, hier stehe ich und bin Musik und bin für euch alle. Es ist kalt, wo er herkommt und wo er hingeht.

Schritte über den Platz. Irgendwo warten Freunde. Einer von ihnen wird einen Chor gründen und gemeinsam werden sie 35-mal Smetanas Oper „Die verkaufte Braut“ aufführen. Das kann er jetzt noch nicht wissen, die Zeit, sie steht in der Sanduhr, als warte sie auf ein stummes Zeichen.

Er beobachtet seine Füße, wie sie mit den Schneeflocken Musik machen, so zart die Melodie, dass sie Kälte in Wärme verwandelt. Füße anheben, absetzen, vorankommen. Weiß. Musik. Kälte zu Wärme. Hoffnung scheint begründet, wenn so etwas noch möglich ist: Stille zu Gesang.

Nicht weit entfernt steht ein Klavier.

Niemand in der Familie weiß, weshalb das Mädchen sich ein Klavier gewünscht hat. Der Wunsch war einfach da, beim Aufwachen aus einem Traum. So war die Vierjährige zu ihrem Vater gelaufen und hatte stolz verkündet: „Ich will ein Klavier. Am liebsten schon heute, aber wenn das nicht geht, dann gern zu Weihnachten.“ Dann stand es am Weihnachtsbaum mit suchendem Blick, die Hand des Vaters umklammert. Er führt sie durchs Zimmer zu einem riesigen Etwas, auf dem ein Tuch liegt. Das Mädchen zerspringt beinahe, das Gesicht schon ganz rot. Ist es möglich?

Die Familie, die Eltern, die Großeltern, die Geschwister kichern. Dann reißt das Mädchen das Tuch weg und ein Schrei entgleitet dem Kindermund. Vor Begeisterung. Das Klavier ist ein wenig verschreckt von den kühnen Kinderhänden, die sofort über die Tasten hüpfen.

Jeden Tag berührte sie seine Tasten, fuhr sanft darüber, ließ sie klingen so weich, dass das Klavier den Atem darüber zu verlieren drohte. Mildfeine, heranwachsende Töne. *Lebenszeit-Menuette*.

Dieses Mädchen, immer lächelnd, die Haare links und rechts am Kopf zu länger werdenden Zöpfen geflochten, sie kommt nicht mehr.

„Wir sitzen hier und schmieden Pläne und wissen doch, dass alles nur innerhalb dieser Mauern stattfindet“, sagt der Dirigent und fährt sich mit dem Zeigefinger der linken Hand über die Augenbraue. Jedes ihrer Treffen beginnt mit einer solchen Feststellung und dieser Geste. Als würde er sich mit dem Ritual seiner selbst vergewissern. Wiederholung sichert das Dasein.

„Wir machen Musik, das ist es, was zählt“, entgegnet er seinem Freund, denn er weiß, dass er genau das hören will, im Grunde ist es auch genau das, was er sagen will. „Wir machen Musik, also sind wir. Nicht mehr, aber auch nicht weniger.“ Er weiß, dass sie am Rande ihrer Kräfte, am Rande der Welt sind, dass sie aber in der Musik sich behaupten. Schon dieser Gedanke ist wie Musik, ja, Sätze erinnern ihn immer mehr an Musik: „Am Ende einer Nacht aber lagen wir aneinander, als wäre ich ein Teil von dir und deiner Haut“, diese Aneinanderreihung zärtlich-heller Vokale, eindeutig ein Dur-Akkord. Daneben ein Moll-Akkord: „Kein Morgenrot am Horizont, zu dunkel unser wundes Herz.“

Er hegt die Idee zu einem Streichertrio, liebt er doch den Klang der Violine und des Cellos. Der Dirigent legt ihm die Hand auf die Schulter: „Du solltest nicht hier sein, junger Freund.“

Niemand sollte hier sein, denkt er, sagt aber nichts, weil er weiß, dass dies das Ritual zerstören würde, das Ritual des Älteren, der in dieser Zuwendung Trost findet.

„Wir haben wieder einen Chor“, sagt der Dirigent lächelnd. Alle wissen was mit den vorangegangenen Chören passiert ist. Einhundertfünfzig Stimmen, gehört und ausradiert mit allem, was dazu gehört, dem Körper, der Seele, den Gedanken.

Menschen kommen und gehen. Menschen mit guten Stimmen scheinbar auch.

Sie wissen, dass ihnen dasselbe Schicksal droht, dass sie spielen und Applaus bekommen und dennoch ermordet werden. Und doch sieht er in jedem Gesicht Stolz.

Sie spielen unter einem Dirigenten, der einst berühmt war. Diese Mauern sind eine Begrenzung ihres Lebens, nicht aber ihrer Gedanken und Talente, denkt er.

Eine Melodie fällt ihm ein, die seine Mutter abends an seinem Bett gesungen hat. Ein Volkslied aus seiner mährischen Heimat. Er hört ihre Stimme, und fühlt sich geborgen. Er staunt, darüber, dass zwischen diesem Gefühl und der Gegenwart nur drei Handvoll Jahre liegen. Zu wenig für ein Leben.

Der Dirigent fragt, was sie als nächstes aufführen wollen.

Einige Vorschläge werden belacht, manche als „zu gefährlich“ abgelehnt – was könne noch gefährlich sein, ereifert sich ein Junge, der eine Geige in der Hand hält, immerhin seien sie ohnehin zum Tode verurteilt. Es ist Varel. Er ist noch ein Kind und man kennt ihn nur mit Geige. Ob er mit Geige auf die Welt gekommen sei, haben sie ihn gefragt. Rote Wangen, ein schüchternes Lächeln huscht über das Gesicht. Er spielt nicht wie ein Kind, er spielt wie ein alter Mann, der schon viel gesehen hat. Varel und seine Geige.

Er denkt wieder an sein Streichertrio. Ein Streichertrio, eines, das die Melodie seiner Kindheit in sich trägt, für jene, die sich erinnern. An eine Mutter, die am Bett sitzt und singt. Varel muss mitspielen. Auch deswegen.

„Wir spielen ein Requiem“, ruft jemand und es ist still im Raum.

An Mozart denkt er sofort und spürt eine eigentümliche Lebendigkeit, wie man sie nur spüren kann, wenn man Mozart verstanden hat.

Das Requiem kündigt nicht vom Tod, nicht vom Verschwinden, nicht vom Untergang, Mozarts Requiem überspringt das Sterben, es kündigt von der Unsterblichkeit in jedem musikalischen Augenblick. Ihm wird heiß. Er muss an einem Klavier sitzen, die Tasten berühren, ohne sie anzuschlagen. Spüren, wie die Melodie zwischen ihm und den Tasten entsteht, atmen, die Musik der Stille. Mozarts Requiem in einem Konzentrationslager, das Symbol der Unendlichkeit der Musik inmitten des Sterbens. Ein einziges Innehalten, unendlicher Klang.

„Welches meinst du?“, fragt einer und zerstört den Moment. Stimmen bringen Mozart, aber auch Verdi ins Spiel.

„Eine Totenmesse?“, ruft jemand, „wie absurd.“

„Für uns, das passt doch“, hält ein anderer entgegen.

Er sucht den Zynismus und stellt fest, da ist keiner. Dann sagt jemand etwas, was ihm beinahe den Atem raubt:

Dieser Absurdität ihres Daseins könne man nur mit einer anderen, noch größeren Absurdität begegnen.

Ihres Daseins, denkt er. So hat er sein Leben noch nicht betrachtet. *Leben* war greifbarer, verbindlicher und – was noch? Ja, er begreift, was ihn so verstört. *Leben* ist individuell, *Dasein* indessen universell.

„Die von Verdi“, sagt da der Ideengeber. Wieder ist es still. Alle sehen sie zu ihrem Dirigenten. In dessen Gesicht liegt Staunen, dann ein kühnes Erkennen der Gelegenheit. Er nickt. „Spielen wir also Verdis Requiem.“

Staub bedeckt das Klavier. Verlassen steht es im Wohnzimmer, hadert mit seiner zum Schweigen verurteilten Existenz. Es ist nichts anderes als ein Möbelstück. Das Klavier kann nicht wissen, dass der Lärm von den Straßen vom Krieg herrührt. Es kann nicht wissen, dass es zweimal schon der Vernichtung entgangen ist, als Bomben auf die Nachbarhäuser fielen. Es kann nicht wissen, dass das Mädchen mit seiner Familie in einen Bunker flüchten wollte. Das Mädchen hatte den Vater an der Hand, als sich der ohrenbetäubende Lärm eines Bombenhagels über sie ergoss. Der Vater verschwand, zurück blieb nur seine Hand

in ihrer. Das Mädchen starrte darauf, auf diese Hand, die zum Vater gehörte und noch eigentümlich warm war. Die Haare klebten in ihrem Gesicht, die Haut kribbelte, die Augen brannten. Der Lärm entfernte sich. Ihr war, als würde die Hand sie festhalten.

Sie nickt, weiß, dass sie sterben wird. Sie sucht nach ihrer Familie, kann aber niemanden sehen. Aber sie hört etwas, ein Lied, das ihre Großmutter immer sang, denkt sie noch und ... Das Klavier weiß nicht, dass die letzten Gedanken des Mädchens ihm galten.

Das Klavier lässt all den Lärm und die Schreie über sich ergehen. Es wird Nacht und wieder Tag und wieder Nacht und wieder Tag. Und schließlich wird es ganz still, und plötzlich begreift das Klavier, dass diese neue Stille vielleicht noch schlimmer ist. Es lauscht, bittet, fleht. Nichts.

Eine Maus klettert mutig auf den Couchtisch und untersucht das verfaulte Obst. Hungrig eilt sie weiter und läuft auf das Klavier zu. Sie hält inne, die Nase in die Luft gereckt. Stille Übereinkunft, dass dieser Augenblick eine Begegnung ist. Ihre Barthaare beben, voller Neugier betrachtet sie das schwarze Holz des Instrumentes. Und dann, in die Stille der Zeit hinein, gibt die Maus einen einzigen, kleinen Ton von sich, voller ängstlicher, doch entschlossener Zartheit. Und das Klavier schöpft Hoffnung: Es gibt etwas Sanftes in all der Einsamkeit. Das muss Güte sein.

Am nächsten Tag kommen die Männer. Achtlos schleppen sie das Klavier hinaus, rempeln an das Treppengeländer, fluchen, packen es auf einen Transporter und fahren damit davon.

„He, kommt mal nach draußen.“

„Was ist? Kommen Neue?“

„Nein.“

„Werden welche abtransportiert? Sollen wir singen?“

„Nein. Jetzt kommt schon.“

Stimmen wie aus weiter Ferne. Er kämpft sich hoch, sein Körper ist ausgemergelt, machtlos gegen die Kälte. Zitternd beobachtet er den

Transporter und Männer, die etwas ausladen. Zum Vorschein kommen: ein Klavier, ein Cello, noch ein Cello.

„Damit könnt ihr wohl arbeiten, oder?“, schreit einer der Wachmänner, das Gewehr baumelt neben seinem Körper.

Doch er sieht nur das Klavier, weiß, wo es stand, muss seinem schneller schlagenden Herz Ruhe befehlen. Behutsam bringen seine Freunde die Instrumente nach drinnen. Beinahe zärtlich wischt er den Staub weg. Er spielt und alle hören ihm zu und seiner Musik für das Mädchen, das einst an dem Klavier saß.

Jenseits der Musik werden sie zu einer Menge. Sie schlafen übereinander, aneinander, quereinander, sind Körper, die arbeiten, die sterben, dann wieder arbeiten. Schlafen übereinander, aneinander, quereinander. Sind ein Körper im ständigen, als ob – als ob sie noch leben. In seinem Kopf jedoch ist er unendlich. Noch immer. Voller Ideen, Bilder und Töne. Und sie spielen, miteinander, füreinander, durcheinander. Im Kopf. Auf Instrumenten und Bühnen, mit Stimmen und Tasten. Und dann fließen die Klänge aus ihm, fließen hinaus in den Nachthimmel, an dem Sterne sind, wie früher. Sie tanzen über den Himmel und ihm ist als ob ...

Siehst du die Sterne, nachts, wenn du an den Himmel über dir schaust? Sterne, sie leuchten. Meine Partituren verfangen sich darin. Ach, ich bin ein Romantiker, ich weiß. Du würdest mich rügen, liebe Freundin. Romantik in Zeiten von – ach, still jetzt. Ich muss träumen, das Streichertrio, mit Varel.

Musik muss doch eine universelle Kraft haben, muss doch das Aufbäumende, Magische, Unwiderstehliche in sich tragen wie eine Tätowierung. Das Großartige, so denkt er, liegt doch darin, dass sich überhaupt ein Ton auf den Weg macht in der Ausweglosigkeit. Er summt die Melodie seiner Kindheit und eine Variation dazu – und in jedem Moment behauptet sich der Klang, die Schönheit gegen den Tod.

Am nächsten Tag wieder ein Appell. Er hastet nach draußen. SS-Leute laufen durch Menschenreihen und geben Zeichen – bleiben oder gehen. Gehen heißt Auschwitz. Mit den Augen folgt er den militärischen Schritten, kann nicht atmen, stolpert über die fehlende Luft in seiner Lunge. Da steht Varel auf viel zu dünnen Beinen. Mit seiner Violine. Der Junge steht da und wartet und die Violine wartet mit ihm. Jetzt steht die Uniform vor ihm, mustert ihn, zögert. Nicht Varel, bitte nicht. Die Luft zwischen ihnen verschwindet. Noch steht die Zeit. Varel sagt etwas, der Helm nickt. Varel hebt die Violine und legt sie sich ans Kinn. Er weiß, dass jeder dieser Töne nun ein letztes Mal sein wird. Ganz leise wandern sie über ihre Köpfe hinweg. Er erkennt seine Komposition, das Streichertrio. Er fängt die Töne auf als wären sie bunte Staubkörner, die in den Sonnenstrahlen tanzen.

Varel, mit geschlossenen Augen. Er will zu ihm rennen, ihn umarmen. Als Varel fertig ist, reicht er dem Mann in Uniform seine Violine. Der nimmt sie an sich: „Gehen.“

Dann ist wieder Herbst. Früher Schnee fällt. Er ist vierundzwanzig Jahre alt. Sie haben gehört, dass es vielleicht wieder Hoffnung gibt. Es kostet Kraft, dieses Überleben. Noch immer denkt er an seine ersten Schritte vor drei Jahren durch den Schnee, der Musik machte in diesem Niemandsland zwischen Ankommen und Verschwinden. Und an die Aufführung von Verdis Requiem, ein denkwürdiger Erfolg. Er denkt auch an das Mädchen, dessen Klavier er spielt. Er muss dieses Streichertrio fertig bekommen, er spürt, dass die Zeit drängt. So viele sind schon gegangen. Unvollendet blieben ihre Ideen und Gedanken, unvollendet ihre Träume.

Er kämpft gegen das Vergessen. Er will seine Eltern nicht vergessen, seine Schwester, sein Zuhause, die erfüllenden Momente in seinem Leben, als sie gemeinsam musizierten und über die Zukunft sprachen und träumten, irgendwann wieder auf Bühnen zu stehen, auf Bühnen, denkt er und es wird still in ihm. Er weiß, dass er nicht mehr auf Büh-

nen stehen wird, und die einzige Bühne, nach der er sich, nach der sich alle sehnen, ist das Leben selbst.

Er vollendet sein Streichertrio mitten in einer Nacht. Draußen fallen Schüsse. Doch die Musik in seinem Kopf ist stärker als alles um ihn herum. Es ist geschafft. Das Lied seiner Kindheit, jetzt ist es gebannt. Für Varel, denkt er und sieht dessen geschlossene Augen beim Spielen.

Neun Tage später, es ist ein sonniger Oktobertag, hält der Mann vor ihm: „Gehen.“ Nach Auschwitz. Es gibt keinen Abschiedschor für ihn, nur ausgehöhlte Stille. Es folgen drei weitere Monate. Ein stummes Verabschieden von all den Dingen, die im Leben hätten passieren können, von all den Träumen, die nicht mehr geträumt werden können, von all der Musik, die nicht mehr erklingen kann.

Das Klavier ist abermals von Staub bedeckt. Es kann nicht wissen, dass er in seinen letzten Gedanken die Hände auf seine Tasten gelegt hat und einen Akkord spielte, der das ganze Leben in einem einzigen Moment gefangen nahm.

In Erinnerung an Gideon Klein
(6. Dezember 1919 – 27. Januar 1945)

Pauline Schob, 17 Jahre

Die Illusion von Grenzen

Ich stehe an der offenen Tür und sehe nach unten. Landschaften fließen ineinander über, mehrere Kilometer von mir entfernt, nur unterbrochen von Wolkenfetzen, die mich und den Boden trennen. Der Wind reißt an meinen Haaren und peitscht mir ins Gesicht, ein schweres Gewicht drückt auf meinen Rücken. Meine Beine zittern. Zweifel überkommen mich. Vielleicht ist das doch eine schlechte Idee. Ich kann das nicht. Warum war ich nochmal so überzeugt von dem Ganzen? Wackelig trete ich einen Schritt zurück. Ich schließe die Augen und Erinnerungen überkommen mich. Plötzlich bin ich wieder zwölf.

Ich stand vor dem großen Spiegel in meinem Haus, mein zwölfjähriges Ich sah mich unsicher an. Ich zupfte an meinen Klamotten, strich mir durch die Haare. Ich musste los, sonst würde ich zu spät kommen. Ein Mädchen aus meiner Parallelklasse hatte mich zu ihrer Party eingeladen. Sie war die Einzige, die ich dort kannte. Ich bückte mich und schlüpfte in meine Schuhe, dann öffnete ich die Haustür. Doch auf der Türschwelle hielt ich inne. Was, wenn ich nur alleine rumstand? Und mich alle komisch fanden? Was, wenn die anderen mich nicht mochten? Ich schüttelte den Kopf und trat zurück ins Haus. Ich konnte das nicht. Auf jeden Fall nicht heute. Es würde sicher noch andere Gelegenheiten geben auf Partys zu gehen.

Ein paar Jahre später, ich war sechzehn und hatte das Laufen für mich entdeckt. Ob ich morgens vor der Schule eine kurze Strecke lief oder am Wochenende mehrere Stunden, war egal. Ich liebte das Gefühl einen Fuß vor den anderen zu setzen, die frische Luft im Gesicht und das leichte Ziehen in meinen Muskeln danach. Ich war so aufgeregt gewesen, als ich vom Stadtmarathon, den es bald hier geben würde, erfahren hatte. Ich

würde so gerne mitlaufen, schauen, ob ich die zweiundvierzig Kilometer schaffe. Aber was, wenn ich als Letzte ins Ziel kam? Was, wenn ich es überhaupt nicht schaffe? Vielleicht sollte ich doch noch ein paar Jahre warten, bis ich besser wurde. Dann hatte ich ja immer noch Zeit einen Marathon zu laufen. Und so lief ich ihn nicht. In keinem der folgenden Jahre fühlte ich mich der Aufgabe gewachsen, immer hielten meine Zweifel mich davon ab, es überhaupt zu probieren.

Und dann war es auch schon so weit, ich hatte es tatsächlich geschafft und war fertig mit der Schule. Meine Freunde und ich träumten schon seit langem von einer Weltumsegelung und jetzt war es so weit. Doch als wir begannen uns zu informieren, nach einem Boot zu suchen, die Route festzulegen, war schnell klar, dass das Ganze nichts werden würde. Es war teuer, es war gefährlich und es war vor allem viel Aufwand. Nach und nach stiegen alle aus. Die Erste machte stattdessen ein Au Pair-Jahr, andere fingen direkt mit dem Studium an. Irgendwann war nur noch ich übrig. Und alleine konnte ich es auch schlecht machen. Und so starb auch diese Idee.

Deshalb beschloss ich, direkt zu studieren. Schon als Kind war ich besessen vom All. Mein Traum: Astronautin werden. Bis jetzt hielt ich an diesem Traum fest. Wie gerne würde ich einmal dort sein, umgeben von Nichts, schwerelos. Doch als es schließlich darum ging, mich für einen Studiengang zu entscheiden wurde schnell klar, dass ich nicht Astronautin werden würde. „Weißt du wie schwer es ist Astronaut zu werden?“, fragten meine Freunde. „Ist dir klar wie anstrengend das ist?“, warfen meine Großeltern ein. „Kannst du davon überhaupt leben?“, wollten meine Eltern wissen. Und so studierte ich Physik mit dem festen Glauben, in ein paar Jahren, wenn etwas Zeit vergangen war, Astronautin zu werden.

Das Leben ging weiter, aber selbst nach all diesen Jahren ließ mich das All nie los. Und so spielte ich oft mit dem Gedanken, Fallschirm springen

zu gehen, da ich zumindest so ein Gefühl der Schwerelosigkeit erreichen konnte. Aber ich brachte nie den Mut auf, es überhaupt zu probieren.

Mit dreiundvierzig arbeite ich nun schon lange als Physikerin. Aber mein Versprechen an mich selbst, Astronautin zu werden, hatte ich nicht eingehalten. Ich hatte es mir immer vorgenommen, aber ich überwand mich nie dazu, meinen derzeitigen Job zu verlassen. Und so hatte ich es immer vor mir hergeschoben und jetzt war es zu spät. Jetzt war ich zu alt. Warum hatte ich es nicht versucht, als ich noch Zeit hatte?

Ein kalter Windstoß reißt mich aus meinen Gedanken. Jetzt in einem reifen Alter von beinahe achtzig Jahren schaue ich auf mein Leben zurück und bereue es. Ich hatte so viele Träume, so viel zu erleben. Es gab so viele Dinge, die ich ausprobieren wollte. Und im Endeffekt habe ich nichts davon gemacht. Ich habe immer den leichtesten Weg gewählt, habe mich immer von meinen Ängsten, von meinen Zweifeln aufhalten lassen. Ich habe immer das getan, was andere von mir erwartet haben, obwohl ich das nicht wollte. Meine Möglichkeiten waren grenzenlos, aber ich hatte Angst, was andere von mir denken. Meine Möglichkeiten waren grenzenlos, aber ich habe den Weg des geringsten Widerstandes gewählt. Meine Möglichkeiten waren grenzenlos, aber ich habe meine Träume für Sicherheit aufgegeben. Meine Möglichkeiten waren grenzenlos und ich war es, die mir die Grenzen gesetzt hat.

Ich sehe zurück und stelle fest, dass es mir nicht genügt, was ich in meinem Leben erreicht habe. Ich habe keinen meiner Träume verfolgt, ich habe nie einen Schritt gewagt. Aber es ist nie zu spät. Ich habe achtzig Jahre gebraucht, um zu erkennen, dass es mir nicht reicht vorsichtig zu leben, dass ich keine Zeit für Unsicherheiten habe. Ich straffe meine Schultern und überprüfe noch ein letztes Mal meinen Fallschirm. Es ist Zeit, zumindest einen meiner Träume zu erfüllen. Dann wage ich den ersten Schritt und falle. Falle in ein Leben voller Möglichkeiten, in dem ich mir keine Grenzen mehr setze.

Laurin Seidl, 16 Jahre

Neumond

Ein Schwarm von Flamingos landet im Dämmerlicht an einem kleinen Salzsee, um sich zur Ruhe zu begeben. Ihre flammenden Federn stechen aus der eintönigen, dunklen Umgebung hervor, schimmern dabei im Einklang mit den Farben des ausklingenden Tages. An den Hängen der Küstenkordillere hat sich eine Herde von Vikunjas schlafen gelegt, während das letzte Sonnenlicht hinter den kargen Gipfeln langsam mit dem Pazifik verschmilzt. Doch eben dann, wenn sich die Wüstenfüchse aufmachen, um nach ihrer Beute zu suchen, spielt sich mit der hereinbrechenden Nacht ein unvergleichliches Schauspiel der Natur über den Köpfen der Tiere der Atacama-Wüste ab. Auf dem endlosen Firmament entfaltet sich ein Sternenhimmel, den man so wohl an keinem anderen Ort auf der Erde je erblicken könnte.

18 Uhr 21 Minuten. Ein weiterer Blick auf die Armbanduhr. Und 24 Sekunden. Paranal-Observatorium, Europäische Südsternwarte. Werte des Astronomical Site Monitoring für letzte Nacht: Seeing bei 0,20 Bogensekunden, herausragende Transparenz mit minimaler Luftfeuchtigkeit und stabiler Hochdrucklage, 12–13 km/h, Wind aus Nordost, 4,1–5,7 °C Luft-Bodentemperatur, kaum Staubbelastung. Optimale Werte für Beobachtungen mit dem Very Large Telescope. Hoffe diese Nacht auf ebenso gute Bedingungen.

Heute Mittag bin ich mit dem Shuttle aus Antofagasta angekommen. Die letzten Tage habe ich dort in der Januarhitze am Strand verbracht, um mich im eisigen Wasser des Humboldt-Stroms abzukühlen. Durch die trubeligen Straßen bin ich zwischen meinem ruhigen, kleinen Apartment und dem Ozean hin und her gewechselt. Das Alleinsein hat mir gutgetan, um mich ganz auf mich und meine bevorstehen-

de Arbeit zu konzentrieren. Die Abende habe ich vor meinem Fenster mit Meerblick verbracht und der Sonne von meinem Klavier aus zugeschaut, wie ihr Feuer vom Pazifik verschluckt wurde und mit letzter Kraft ihr grünes Leuchten durch die endlose See strahlte. Klar war der Klang der Tasten, die unter meinen Fingern zu Melodien von Satie und Ravel verschwommen. Ein Hammer schlägt nicht mehr an. Ich muss ihn nach meiner Rückkehr reparieren lassen. Rückkehr. Ich werde nur zwei Wochen hier im Observatorium sein. Aber meine bescheidene Wohnung ist mir ans Herz gewachsen, seit ich vor einem Monat aus Amsterdam angekommen bin. Ich weiß nicht wie lange ich hier für die ESO arbeiten werde, aber Antofagasta gefällt mir. Wenn morgens der Küstennebel über die Stadt zieht und sie in eine kalte Melancholie hüllt, fühle ich wie die leichte Feuchtigkeit mich beruhigt und befriedet.

21 Uhr 4 Minuten. Die Sonne sollte bereits untergegangen sein. Ich bin noch nicht draußen gewesen, um mir die Sterne anzusehen. Ich habe Angst. Mein ganzes Leben schon blickte ich nachts hinauf, und ich habe schon viele wunderschöne Sternenhimmel gesehen, doch noch immer träume ich vom Firmament auf dem Cerro Paranal. Der wohl beste bekannte Ort für astronomische Beobachtungen auf der ganzen Erde. Und nun bin ich hier, als Astronom, und habe Angst. Angst, enttäuscht zu werden? Ich weiß es nicht.

Es klopft an der Tür. Es ist die Ingenieurin, Spezialistin für die Bedienung des VLT, mit der ich heute zusammenarbeiten werde. Um 21.30 Uhr beginnt die Forschung, vor uns liegt vor allem die Untersuchung einiger Sterne am Rande der Milchstraße auf Exoplaneten mit Hilfe der Transitmethode. „Kommen Sie, Herr Kuipers? Es wäre gut, wenn wir uns schonmal auf den Weg machen. Wir können einen Jeep nehmen. Sie sind das erste Mal hier, richtig?“ Nicht ein Mal richte ich den Blick nach oben, nicht auf dem Weg zum Geländewagen, und auch nicht auf der kurzen Fahrt von den Unterkünften zum Gipfelplateau. Wir schließen die Autotüren vorsichtig, um ja keinen Staub

aufzuwirbeln. Es ist kalt. „Ich gehe noch für einige Minuten ins Wartungsgebäude um einige technische Einstellungen zu überprüfen und die ersten Werte des Astronomical Site Monitoring zu begutachten. Die Meteorologen sagen, heute Nacht könnten sie rekordverdächtig werden. Sehen Sie sich doch währenddessen schonmal um.“

Mit stetem Schritt entfernt sie sich, während ich staunend nach vorne stolpere. Vier riesige Klötze erheben sich vor mir, jeder wohl ein Dutzend Mal so hoch wie ich. Ich wage es nicht, den Blick nach oben zu wenden. Es sind die Unit Telescopes des VLT. Vorsichtig bewege ich mich zwischen ihnen, bis ich in ihrer Mitte stehe. Nun bin ich umringt von Antu, Kueyen, Melipal und Yepun. Die Namen für die Einzelteleskope stammen aus der Sprache der Mapuche und heißen Sonne, Mond, Kreuz des Südens und Venus. Es ist windstill. In der dünnen Firmenjacke friert mich. Bei glasklarer Sicht meine ich fast die Wellen auf dem Pazifik auszumachen. Seit ich ein Kind war, habe ich auf diesen Moment gewartet. Ich schließe die Augen, konzentriere mich auf eine flüchtige innere Melodie, die wie ein Stern auf Wellen tanzt, untergeht, und wieder auftaucht, mir einen Weg zeigen will, der sich im Meer verläuft, während die Sterne zu Gischt werden und im Sand leise weiterfunkeln. Ich blende die Teleskope aus, die mich mit ihrer stillen bedrohlichen Präsenz einschüchtern, und halte die Augen geschlossen. Die Melodie, sie klingt wie Debussy oder Ravel, es sind „Clair de Lune“ und „Une barque sur l’océan“, die musikalisch ineinander verschmelzen und eine tonale Einheit bilden, es ist der grenzenlose Ozean, wie das ebenso endlose Firmament, die sich miteinander vereinen, sie bilden eine pechschwarze Verbindung, auf der sich Sterne wie kleine funkelnde Diamanten verteilen, und der Meeresstrom wird zu einem Band, das sich über das ganze Bild erstreckt und in Blau und Rot und Gelb schimmert. Ich öffne meine Augen und ich sehe es genauso und wie erschlagen sacke ich zusammen und strecke mich auf dem Boden aus. Wie ich da so liege und die phänomenale Sicht bewundere, verstehe ich, warum ich Angst hatte. Und warum ich jetzt Si-

cherheit habe. Mein ganzes Leben habe ich nach den Sternen gesucht, ich bin Astronom geworden, ich habe sie studiert, ich bin um die Welt gereist, um ihnen nur so nah wie möglich zu kommen. Und jetzt bin ich hier, am Gipfel meiner Möglichkeiten, und ich habe Gewissheit, dass ich die Sterne auf der Erde nie finden werde, sondern lediglich ein Abbild ihrer, ein bloßer Abklang ihrer wahren Schönheit, egal wie hoch ich mich kämpfe. Und ich weiß, dass mir das nicht genügt.

Eines Tages wird die Menschheit zu den Sternen reisen. Und dann, dann werde ich dabei sein.

Marianne Steinke, 44 Jahre

Die Sache mit Linus – Gittis erster Fall

Gitti Grenzenlos lag auf ihrem gelben Sofa und wartete. Sie wartete auf ihren ersten Auftrag. Sie sah wie ein ganz normales Mädchen aus. Zehn oder elf Jahre alt, mittelgroß, nicht dick, nicht dünn. Ihr brauner Pferdeschwanz wippte immer fröhlich auf und ab, wenn sie sich bewegte. Ihre Augen strahlten hellgrün. Und seit heute morgen hatte sie dreiundzwanzig Sommersprossen auf der Nase. Eine mehr als gestern. Gitti Grenzenlos hatte gerade viel Zeit. Und so zählte sie jeden Morgen nach. Am liebsten trug sie Jeans, ihre bequemen, roten Laufschuhe und ein geringeltes, buntes Oberteil. Nichts deutete darauf hin, dass sie irgendwie besonders war.

Doch Gitti Grenzenlos war Mutmacherin. Seit einer Woche. Letzten Dienstag hatte sie die Prüfung mit einer glatten Eins bestanden. Seitdem wartete sie gespannt auf ihren ersten Einsatz. „Wir piepen dich an, sobald jemand deine Hilfe braucht.“ Das hatte ihr die freundliche Frau in der Zentrale gesagt. Dabei hatte sie einen silbernen Pieper in Gittis Hand gedrückt. Aber der hatte bisher keinen einzigen Piep von sich gegeben. Nach drei Tagen hatte Gitti es nicht mehr ausgehalten. Sie hatte in der Zentrale angerufen. „Ja, ja, mit dem Pieper ist alles in Ordnung“, hatte die Frau am Telefon sie beruhigt. „Im Moment sind noch Sommerferien, da ist nicht so viel los. Aber wenn die Schule wieder anfängt...“

Also heute. Denn heute war der erste Schultag. Gitti Grenzenlos zwinkerte dem Pieper in ihrer Hand aufmunternd zu. Doch der blieb stumm. „Mach mal piep, das wär' echt lieb!“, reimte sie. Das tat sie oft, wenn sie aufgeregt war. Oder ungeduldig. „Nur Mut, nur Mut, mach endlich tuuuuut!“ Nichts. „Donnerlittchen, dann halt Schnittchen.“ Seuf-

zend stand Gitti auf. Sie holte sich ein Käsebrot aus der Küche. Warten machte sie hungrig. Gerade als sie einen großen Bissen kaute, vibrierte plötzlich der Pieper auf dem Sofa vor sich hin: PIEP. PIEP. PIEP.

„Notfall! Linus, 9 Jahre, Drittklässler, auf dem Heimweg, Turmstraße Ecke Steinweg, Panikattacke“, las Gitti Grenzenlos laut vor. „Uiuiui, das klingt nicht gut. Der braucht mal eine Schippe Mut! Da ras’ ich gleich mal los, bevor die Angst wird riesengroß.“ Und schon war sie zur Tür raus und flitzte durch die Straßen.

Als Gitti Grenzenlos zum Steinweg kam, hörte sie lautes Bellen. Vor dem Haus Nummer 13, stand ein ziemlich dünner Junge mit verwuscheltem, blondem Haar. Zitternd und mit weit aufgerissenen Augen starrte er einen riesigen schwarzen Hund an. Der fletschte nun hinter dem Zaun die Zähne und knurrte bedrohlich. „Er kann deine Angst spüren, weißt du? Er versucht sein Revier zu verteidigen. Wahrscheinlich denkt er, du willst in seinen Garten. Weil du stehen geblieben bist. Das macht ihn nur noch wütender. Beachte ihn einfach nicht und geh’ weiter. Er kann dir nichts tun, Linus. Über den hohen Zaun da kommt der nicht drüber“, lenkte Gitti den erschrockenen Jungen ab. Und tatsächlich. Linus drehte sich zu ihr um. „Wawawawawas...?“ stotterte er. „Woher weißt Du wwwwie ich heiße?“

„Tja, das gehört zu meinem Job“, erklärte Gitti Grenzenlos und zog Linus mit sich fort. „Wwwwwas? Was für ein Job?“ Linus war verwirrt. „Ich bin Mutmacherin und du bist mein erster Einsatz!“, erklärte Gitti fröhlich. „HUTMACHERIN?!“ „Du hörst wohl schlecht, was?“ Gitti musste kichern. „Ich bin eine MUT-MACHERIN!“ Linus starrte sie an: „Hä?!“ „Naja, ich komme sofort, wenn jemand meine Hilfe braucht. Und Mut! Ich heiße übrigens Gitti. Gitti Grenzenlos. Denn unendlich viel Mut tut richtig gut! Das ist mein Motto. Freut mich dich kennenzulernen, Linus.“ Der schluckte ein paar Mal. „Also, ich, äh, du, äh, also Mut, äh, und grenzenlos. Ich versteh’ nix mehr.“

„Oh, das wundert mich nicht. Uns gibt's noch nicht so lange. Ich hab' meine Prüfung erst letzte Woche bestanden. Mit einer Eins Null, weißt du“, erzählte Gitti stolz. Linus kniff die Augen zusammen: „Das ist doch alles Blödsinn! Von wegen Mutmacherin. Du bist ein ganz normales Mädchen und willst mich nur verar...“ Gitti unterbrach ihn: „Hör' mal, Linus. Eben, da hattest du doch richtig Angst vor dem Hund. Und du hast dir gewünscht, dass dir jemand hilft, oder?“ Linus zögerte kurz und nickte dann. „Und schon war ich da, um dir zu helfen, oder? Also hat es funktioniert.“ „Hm, ja, irgendwie schon. Und jetzt?“, Linus schaute Gitti erwartungsvoll an.

„Wir überlegen uns, was du beim nächsten Mal machst“, schlug Gitti vor.

„Beim nächsten Mal? Du meinst mit dem Hund?!“, quiekte Linus. „Genau! Wie hast du das denn bisher so gemacht? Hat er dich da auch immer angebellt?“, wollte Gitti wissen. Linus schüttelte den Kopf: „Nö, der muss neu sein. Wir sind erst gestern aus dem Urlaub zurückgekommen und heute morgen hat mich Mama zur Schule gefahren und vor drei Wochen da war der noch nicht hier. Oh, Mann, was soll ich nur morgen früh machen?“ „Nur Mut, alles wird gut! Bist du ein Optimist, hat sich der Hund verpisst!“, reimte Gitti Grenzenlos wild drauf los, während sie überlegte. Wie konnten sie das Problem mit dem Hund lösen? Linus kicherte: „Opti-was?! Und wieso Mist?“

„Na, ein Optimist ist ein Mensch, der immer gut drauf ist und glaubt, dass alles gut wird. Und die Frage ist jetzt: Bist du ein Optimist, Linus? Hast du den Mut, um es mit einem Hund aufzunehmen? Mit einem Hund, der mehr Schiss hat als du?“ wollte Gitti von Linus wissen. „Aber, wie, ich, äh...“, stotterte der, ballte dann die Fäuste, reckte das Kinn nach vorne und holte tief Luft. „Ok, wie ist der Plan?“ Gitti nickte zufrieden: „Ganz einfach, wir laufen nochmal an ihm vorbei. Und zwar so oft, bis er sich an uns gewöhnt hat und aufhört zu bellen.“ Linus zeigte mit zitterndem Finger in Richtung Hund: „Dahin? Nochmal?“

Zuzurück?“ „Japp! Wir können ja erst mal auf der anderen Straßenseite anfangen. Und wenn das gut klappt, gehen wir immer näher ran. Einverstanden?“ Linus hatte keine Chance zu antworten. Denn Gitti Grenzenlos hatte ihn schon an der Hand gefasst und zog ihn mit sich in Richtung Hund.

Es klappte besser, als beide erwartet hatten. Bei den ersten Versuchen bellte der Hund wie wild drauf los und Linus zuckte jedes Mal zusammen. Doch mit der Zeit verlor das Tier sein Interesse an den Kindern. Bald schon knurrte der Hund nur noch leise, wenn Gitti und Linus kichernd und pfeifend an ihm vorbei spazierten.

Und dann kam Linus großer Moment: „So, jetzt gehst du allein. Du schaffst das! Denk dran: Unendlich viel Mut tut richtig gut! Und: der Hund hat sich verpisst, denn du bist Optimist! Los Linus!“, feuerte Gitti ihn an. Der grinste breit, streckte einen Daumen nach oben und ging ohne Zögern am Gartenzaun von Haus Nummer 13 vorbei. Der Hund war nicht mehr zu sehen. Jubelnd rannte Linus zu Gitti zurück: „Gitti Grenzenlos, du bist echt grandios!“ Die wurde ganz rot im Gesicht und flüsterte glücklich:

„Erster Auftrag ist paletti, nix wie her mit dem Konfetti!“

Tim Tensfeld, 25 Jahre

der wille keine grenzen zu bauen

lasse mich nicht zu **eurem** mauerer erziehen ...

auch wenn ihr wollt, dass ich lerne, mauern zu züchten,
grenzen zu pflanzen,
tiefe gräben in die erde zu säen.

lieber baue ich darüber brücken und wege.
verteile tunnel an die menschen.

lasse mich nicht zu **eurem** tischler erziehen ...

auch wenn ihr wollt, dass ich lerne, anderen fremde fenster einzusetzen,
fremde sichtweisen in die köpfe zu bauen,
ihre sicht abzuerkennen.

lieber reiße ich die fenster heraus.
lasse die wahre welt auf sie wirken.

lasse mich nicht zu **eurem** maler erziehen ...

auch wenn ihr wollt, dass ich lerne, anderen eine farbe zu geben,
die richtige farbe vorzubeten,
ihr wahres leben überzupinseln.

lieber werfe ich die farben um mich.
male bunt.

lasse mich nicht zu **eurem** schmied erziehen ...

auch wenn ihr wollt, dass ich lerne, anderen ketten anzuschmieden,
schlösser vor die türen und münder zu
hängen,
gitter und waffen, eisern, in die herzen
einzubrennen.

lieber schmelze ich sie ein.
erschaffe schlüssel für die freiheit eines jeden.

leben/lieben/glauben/gedenken/erschaffen/erfinden/

wählen möchte ich, frei,
grenzenlos,
für uns alle.

fangen wir also an.

Kaitlyn Weber, 14 Jahre

Endlich Grenzenlos

Eine Träne lief über meine Wange, als ich mit meinen Fingern vorsichtig über das Foto meiner Eltern strich. Es zeigte sie Arm in Arm vor unserem Haus und war nur 3 Wochen vor ihrem Tod aufgenommen worden. Ich erinnerte mich noch genau daran, wie ich hinter der Kamera Grimassen schnitt um sie zum Lachen zu bringen. Ich hatte nicht verstanden, weshalb meine Eltern nicht genauso glücklich waren wie ich, immerhin hatten wir gerade ein Haus gekauft.

Jetzt, 10 Jahre später, verstand ich den traurigen Blick meiner Mutter – das Haus war eine Ablenkung gewesen. Ein cleverer Schachzug, um die Stasi von der geplanten Flucht abzulenken. Ein paar Wochen später hatte mein Vater mich zu Tante Susi gebracht und mich beim Abschied so fest umarmt, dass ich dachte, er bräche meine Rippen. Mittlerweile bedauerte ich meine Entscheidung, mich von ihm loszureißen und mit meinen Cousins zu spielen. Zwei Tage später erfuhr ich, dass sie bei ihrem Fluchtversuch von den Grenzbeamten erschossen worden waren. Ich war damals dreizehn Jahre alt gewesen und verstand nur so halb, was passiert war, aber die Quintessenz dieser Nachricht hatte sich in mein Gehirn eingebrannt und brachte mich regelmäßig um den Schlaf.

Ich riss mich von meinen Gedanken los und sah auf die Uhr. Es war bereits halb sechs und in einer halben Stunde fing die Pressekonferenz in der Mohrenstraße an, die einberufen worden war, um Klarheit zu schaffen. Neue Regelungen zur Ausreise aus der DDR lagen in der Luft. Bereits seit Monaten war es allen bewusst, dass unser Staat so nicht lange weiterexistieren könne und die Unzufriedenheit der Bürger war in den letzten Monaten ins schier unendliche gewachsen. Aufgrund des Jubiläums zum 40-jährigen Bestehen der DDR und den damit verbundenen Festlichkeiten, war die Anzahl der demonstrierenden Men-

schen immer größer geworden. Die Menschen wollten Veränderungen – jetzt und innerhalb der DDR – auch wenn viele bereits geflohen waren, über die BRD-Botschaft in Prag oder die ungarisch-österreichische Grenze.

Erst vor einigen Tagen hatten rund 500.000 Menschen auf dem Alexanderplatz mit Sprechchören und mitreißenden Reden radikale Änderungen am System unseres Staates gefordert. Ich war selbst dort gewesen und hatte mit meinem Kollegen Luis über die Ereignisse und die aufgebrachte Stimmung berichtet, wir waren beide der Meinung, dass eine Reform dringend nötig war. Man konnte quasi spüren, wie die Menschen die Regierung verteufelten und am liebsten einfach ihre Sachen packen und in den Westen reisen wollten. Wir würden auch heute wieder gemeinsam über die Pressekonferenz berichten. Glücklicherweise lag meine Wohnung nicht weit vom Internationalen Pressezentrum und ich erreichte es bequem zu Fuß.

In der Mohrenstraße angekommen quetschte ich mich durch die wartenden Reporter und schließlich saß ich außer Atem aber immer noch rechtzeitig neben Luis. Dieser grinste mich bereits wissend an, denn wir waren uns beide sicher, dass die Politiker bald nachgeben und die DDR reformieren oder die Menschen über die Grenze lassen mussten, um eine Massenrevolution zu vermeiden. Luis Augen blitzten hinter seiner Pilotenbrille. Ich lehnte mich zu ihm und wollte noch etwas zu seiner neuen Brille sagen, als eine Tür in der holzvertäfelten Wand aufschwang und Schabowski mit einigen anderen Politikern den Raum betrat, sich auf die rot gepolsterten Stühle hinter dem Konferenztisch setzten und ihre Unterlagen ausbreiteten. Sofort wurde es ruhig und man spürte die Anspannung.

Zunächst wurden ein paar Ankündigungen gemacht, doch man merkte, dass alle im Raum nur auf Informationen zu dem neu erlassenen Reisegesetz warteten. Nach einer gefühlten Ewigkeit öffnete Schabow-

ski die blaue Mappe, die das Reisegesetz enthielt. Er fing an die verschiedenen Punkte zur privaten Ausreise aus dem Osten zu verlesen und der gesamte Saal hörte gebannt zu. Man hörte nur noch die kräftige Stimme des Politikers, das Surren der Fernsehkameras im hinteren Teil des Saales und das Kratzen von Kugelschreibern über die Notizblöcke der Journalisten. Doch dann stellte ein Reporter die alles entscheidende Frage: „Ab wann denn?“ Eine bedeutungsschwangere Stille trat ein und die Luft schien förmlich vor Anspannung zu vibrieren. Schabowski blätterte in seinen Unterlagen und die Sekunden fühlten sich wie eine Ewigkeit an. Er hob langsam den Kopf „Das tritt nach meiner Kenntnis ...“ seine Stimme brach ab und er blätterte erneut in seinen Unterlagen „... ist das sofort, unverzüglich.“

Für einen Moment hätte man eine Stecknadel fallen hören, doch dann brach ein Tumult aus. Einige Reporter stürzten aus dem Raum, um die Informationen an ihre Redaktion weiterzugeben, andere, mich eingeschlossen, saßen wie vom Donner gerührt auf ihren Plätzen, ungläubig über das eben gehörte. Diese bedeutenden Worte hatten mich mit einer solchen Wucht getroffen, dass ich zunächst sprachlos war. In meinem Kopf setzte ein Rauschen ein. Ich bekam nur noch mit, wie Luis mich fragte, ob wir gleich zur Mauer fahren würden und ich merkte mich benommen nicken. Ich war so geschockt, dass ich nach Ende der Konferenz aus der Tür stolperte und mich erstmal an Luis blauen Trabbi lehnen musste, um einige Sekunden durchzuatmen und meine Gedanken zu sortieren.

Auf unserem Weg zur Grenze sprachen wir, abgesehen von einem kurzen Telefonat mit unserer Redaktion, kein Wort. Wir mussten das eben gehörte beide noch verarbeiten. Mittlerweile liefen auf jedem Radio und Fernsehsender die Nachrichten in Dauerschleife und aus dem Fenster heraus sah ich Menschen, die sich ebenfalls zur Mauer aufmachten, immer noch ungläubig über das, was geschehen war.

Am Grenzübergang „Bornholmer Straße“ angekommen, sahen wir eine Ansammlung von Menschen die stetig wuchs, jedoch hielten alle einen gebührenden Abstand zur Mauer, immerhin wurde einem von Kindesbeinen eingetrichtert, sich von ebendieser fernzuhalten. Überall wurde diskutiert, ob man den Schritt wagen und sich der Mauer nähern solle, aber die Angst vor der Grenzpolizei war uns so in Fleisch und Blut übergegangen, dass die meisten den Gedanken schnell wieder verwarfen. Ein Mann hatte ein Transistorradio aus seiner Wohnung mitgebracht und schaltete dieses ein. Auf jedem Kanal wurde die Nachricht verbreitet, doch als wir einen West-Sender hörten, der die Öffnung auch nochmal bestätigte, gab es kein Halten mehr. Eine Gruppe Jugendlicher durchbrach die unsichtbare Grenze und steuerte direkt auf die Mauer zu. Man merkte wie die Menge den Atem anhielt und auf eine Reaktion, gar einen Schuss der Grenzbeamten wartete. Doch dieser blieb aus, die Jugendlichen hatten einen Anfang gemacht, jetzt stürmten alle nach.

Wir wurden in der Masse nach vorne, in Richtung Grenzübergang, gedrückt. Als ich mich umsah sah ich, dass vielen Leuten Tränen in den Augen standen, Tränen der Freude, Glückseligkeit und Freiheit. Nach fast 30 Jahren konnte man endlich wieder unbeschwert in den Westen gehen. Wir wurden durch das Tor gedrängt und die Grenzbeamten standen fassungslos daneben. Sie stempelten unsere Pässe ab, als „ungültig“, aber das sah ich erst im Laufe der Nacht. Später kamen sie nicht einmal mehr dazu, da viele Berliner in den Westen drängten. Auf der anderen Seite der Mauer wurden wir mit Jubel und Sekt empfangen. Wildfremde umarmten sich und es herrschte eine solch eigenartig schöne Stimmung, dass selbst ich mir einige Tränen aus dem Augenwinkel wischen musste. Ich stand auf westlichem Boden, fühlte mich sicher und frei. Der Traum meiner Eltern, und ich erlebte ihn – für sie. In diesem Moment fühlte ich mich ihnen so nah wie noch nie zuvor.

Wir pilgerten alle gemeinsam zum Brandenburger Tor, wo sich mir Luis starke Hände entgegenstreckten und mich auf die Mauer zogen. Als ich dort oben stand, auf die feiernden und tanzenden Menschen hinuntersah, als Luis dann seinen Arm um meine Schultern legte und wir uns angrinsten, fühlte ich, dass wir grenzenlos waren.

Victoria Weinert, 15 Jahre

Wie weit muss ich gehen?

05:30 Uhr. Schläfrig öffne ich meine Augenlider und schlage blind nach meinem Wecker. Für einen kurzen Moment bleibe ich liegen und starre an die Decke. Heute werde ich es schaffen, ich spüre es. Ein hoffnungsvolles Lächeln schleicht sich auf meine Lippen, bevor ich die Bettdecke zur Seite schiebe und wie jeden Morgen ins Badezimmer tapse. Meine Eltern schlafen noch, was mich allerdings nicht dran hindert meine gesamte, zweistündige Morgenroutine durchzuziehen. Ich muss hübsch sein, rede ich mir ein, während ich eine Gesichtsmaske auftrage. Ich muss hübscher sein als jedes Mädchen an dieser Highschool. Er wird dich nicht bemerken, wenn du „normal“ bist. Dieser Gedanke schwebt mir seit über 6 Monaten im Kopf herum. Egal wann, egal wo. Ich bin darauf fixiert.

Für einen Moment halte ich inne, während ich unter der Dusche stehe und die Haarmaske einwirken lasse. Hoffentlich spricht er mich heute endlich an. Fest schlucke ich und schalte das Wasser wieder an.

Während ich meine Utensilien für die Schule einpacke, kommt meine Mum nach unten. Ein leises: „Guten Morgen“, dringt aus ihrer Kehle bevor sie mir, immer noch etwas benommen, mit einer Pfanne zuwinkt. „Willst du auch ein Rührei?“ Meine Kiefer pressen sich aufeinander. Wenn du jetzt etwas isst, wirst du nicht hübsch aussehen, wenn er an dir vorbeiläuft.

Ich ringe mir ein kleines Lächeln ab. „Danke, aber ich habe schon etwas gegessen.“ Diese Lüge halte ich schon viel zu lange am Leben. Natürlich weiß ich, dass ich etwas essen sollte, doch die kleine Stimme in meinem Kopf erinnert mich jedes Mal daran, wie andere aussehen. Meine Mum zuckt mit den Schultern, bevor sie mir den Rücken zudreht. „Bis später“, rufe ich ihr noch zu, bevor ich aus der Tür gehe und erschreckt feststelle, wie kalt es geworden ist.

Die milde Septembersonne bricht durch ein paar einzelne Wolken hindurch und trifft auf die Haut an meinen Armen. Vielleicht hätte ich mir doch eine Jacke mitnehmen sollen, denke ich, während ich das kleine Stück bis zur Bushaltestelle gehe. Mit verschränkten Armen stelle ich mich auf einen kleinen Sonnenfleck, als auch schon meine Freundin auf mich zukommt.

Sie ist so wunderschön mit ihren langen, dunkelbraunen Haaren und den aquamarinfarbenen Augen. Sie strahlt mich an, doch ihr Lächeln versiegt, als sie mein Outfit in Augenschein nimmt. „Du hättest dir zumindest mal einen Hoodie anziehen können“, meint sie und blickt auf mein Top. „Das passt schon. Wie geht’s dir?“, lenke ich ab. Ich hasse es, wenn sie meint sie wüsste was gut für mich ist.

Und schon beginnt sie zu erzählen. Von ihren gestrigen Erlebnissen, was sie alles geträumt hat und von ihrem Freund, welcher ihr mal wieder auf die Nerven geht. Meine Mundwinkel verziehen sich nach oben. Nach der Busfahrt steige ich schnell aus, denn ich muss mich beeilen zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein, um ihn zu sehen. Mein Herz flattert, als ich daran denke ihm gleich über den Weg laufen zu können. Jeden einzelnen Tag bin ich um Punkt 07:45 Uhr an den Spinden der Oberstufen. Jeden. Einzelnen. Tag. Nur um ihn zu sehen.

Gerade noch rechtzeitig stelle ich mich wie aus Zufall an einen der Spinde und werfe noch einen letzten Blick in meinen Handspiegel. Heute wird er mich ansprechen, ich spüre es.

Nervös schweift mein Blick über die vielen Schüler und schließlich sehe ich ihn. Er schlendert entspannt den Flur entlang und unterhält sich dabei mit einem seiner Freunde. Über sein Football-Trikot hat er seine weiß-rote Collegejacke gezogen, welche er mit einer schnellen Bewegung abstreift und in seinen Spind wirft. Das breite Lächeln auf seinen Lippen lässt mich mitlächeln und Schmetterlinge tanzen in meinem Bauch auf und ab. Natürlich lächelt er nicht meinetwegen, allerdings macht es mich glücklich, ihn so zu sehen.

Nur noch ein paar Schritte dann läuft er an mir vorbei und er wird mich endlich sehen. Aufgeregt beobachte ich, wie er immer näher

kommt und ich lächle ihn breit an. Aber auch nicht zu sehr, damit es nicht so aussieht, als hätte ich auf ihn gewartet. Dass ich das tatsächlich getan habe, muss ja niemand wissen.

3 Schritte, 2 Schritte. Ich blicke schnell auf und versuche seine Aufmerksamkeit zu ergattern, doch ich bin schon aus seinem Blickfeld. Mein Lächeln verblasst, als ich seinem breiten Rücken hinterherblicke. Doch dann weiten sich meine Augen. Er dreht sich um. In meine Richtung!

Mein Herz schlägt so schnell, dass es schmerzt, und ich starre ihn ungläubig an. Er bleibt stehen und nickt auffordernd in meine Richtung. Ich habe es gewusst, endlich nimmt er mich wahr!

Gerade als ich einen Schritt nach vorne mache, schiebt sich ein blondes Mädchen an mir vorbei. „Oh, sorry“, nuscht sie, als sie mir ihren Ellenbogen in die Seite rammt. Wie angewurzelt bleibe ich stehen und beobachte, wie sie schnellen Schrittes zu ihm geht. Er breitet einen Arm aus und sobald sie näher an ihm ist, legt er einen Arm um ihre Schultern und zieht sie mit sich, weg von mir.

Das kann nicht sein, rede ich mir selbst ein und schüttele den Kopf. Nein! Ich war kurz davor seine Aufmerksamkeit zu bekommen. Meine Atmung geht schwerer und schwerer. Was mache ich falsch? Ist sie hübscher als ich? Sie muss es sein, sonst wäre ich diejenige mit seinem Arm um die Schulter. Die Geräusche um mich herum ertönen lauter. Ein schrilles Piepsen verdrängt alles um mich herum und ich halte es nicht mehr aus.

So schnell ich kann, stürme ich in die Toiletten und kralle meine Finger in die kalte Keramik des Waschbeckens. Meine Atmung geht so flach, dass ich Mühe habe, Luft zu bekommen.

Einatmen. Ausatmen.

Mühevoll bringe ich meine Lungen dazu wieder normal zu atmen. Dann blicke ich auf in den Spiegel. Einzelne Tränen kullern über meine Wangen und verschmieren meine Mascara. Schnell greife ich nach einem Taschentuch in meiner Tasche und fange die Tränen vorsichtig auf. Es ist alles gut.

Vielleicht ist es ja auch nur eine Freundin von ihm. In meinem Inneren kämpfen zwei Zwänge um die Oberhand. Der eine schreit: Lass es endlich gut sein! Er will dich nicht, sonst hätte er es dir längst gezeigt. Doch der andere ist stärker. Kichernd und abgehoben streift die Stimme durch meinen Kopf, die mir sagt: Guck dich nur an. Erbärmlich und abstoßend. Jedes andere Mädchen an dieser ganzen Schule ist hübscher als du. Du bist nichts wert und er weiß das.

Die Person in dem Spiegel vor mir starrt mich nieder. Voller Selbsthass und Unzufriedenheit. Das blonde Mädchen von vorhin war schöner als ich. Das heißt, ich muss mich nur mehr anstrengen, um sie zu übertreffen. Dann. Vielleicht dann bemerkt er mich und ich muss mich nicht jeden Tag zerstören für eine Person. Denn ich weiß, das, was ich hier mache, ist grenzenlos.

Das, was ich hier geschrieben habe, soll einen Einblick in die Köpfe von vielen Mädchen in der heutigen Generation liefern. Ich habe absichtlich keine Namen benutzt, um sich besser in seine eigene Situation hineinversetzen zu können. Selbstverständlich heißt es nicht, dass jedes Mädchen solche Gedanken und Gefühle hat, doch ich wollte von der klischeeartigen „Lovestory“ wegkommen, da meiner Meinung nach die Realität unterdrückt wird. Besonders in Büchern, Filmen oder Serien ist es meistens die „Liebe auf den ersten Blick“. Doch es ist nur ein schöner Gedanke, in den wir uns flüchten, um uns selbst auszumalen, wie es wäre. Das Schönheitsideal von einem schlanken Körper, klarer Haut und einer Stubs Nase wird uns von den sozialen Medien täglich vorgehalten und beeinflusst unser ganzes Leben. Niemand wird so akzeptiert, wie er ist und egal wie du aussiehst, es geht noch besser. Doch wie weit soll das gehen? Etwa bis ins grenzenlose?



Der Preis „Die Feder“ wurde im Jahr 2022 von der Hanns-Seidel-Stiftung zum ersten Mal ausgeschrieben. Die Schirmherrschaft zum Thema „Grenzenlos“ im Jahr 2024 übernahm die Bayerische Landtagspräsidentin Ilse Aigner, MdL. Die ausgezeichneten Einsendungen sind in dieser Broschüre, getrennt nach den Kategorien Prämierte Texte für Kinder von 6-12 Jahren und Jugendliche von 13-18 Jahren, von Autoren jeden Alters veröffentlicht.

Die Organisation von Ausschreibung über Preisverleihung bis zur Veröffentlichung im Rahmen dieser Broschüre lag in den Händen der Referatsleiterin Teresa Pfaffinger sowie der stv. Generalsekretärin Stefanie von Winning unter Begleitung des Bereichs Kommunikation und Öffentlichkeitsarbeit.

Impressum:

Herausgeber

© 2024, Hanns-Seidel-Stiftung e.V.

Lazarettstraße 33, 80636 München

Tel. +49 (0)89 / 1258-0, E-Mail: info@hss.de, Online: www.hss.de

Vorsitzender: Markus Ferber, MdEP

Generalsekretär: Oliver Jörg

V.i.S.d.P.: Hubertus Klingsbögl

Satz: Walch Druck, Augsburg

Druck: Walch Druck, Augsburg

Titelfoto: Romolo Tavani, Olga Rai/Adobe Stock

Die veröffentlichten Texte geben die Meinung des Verfassers wieder.

Die Hanns-Seidel-Stiftung verfolgt das Ziel, alle Geschlechter gleichermaßen anzusprechen und sichtbar zu machen. Sämtliche im Text verwendeten Personenansprachen beziehen sich uneingeschränkt auf alle Geschlechter und beinhalten keine Wertung.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung, Verbreitung sowie Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil dieses Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der Hanns-Seidel-Stiftung e.V. reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.



Hanns-Seidel-Stiftung
Lazarettstr. 33, 80636 München

[hss.de](https://www.hss.de)
info@hss.de
T +49 (0) 89 1258-0

Folgt uns auf

